

dtv  
premium

WOMAN  
IN  
CABIN  
10

Thriller

Es ist ein Mörder auf dem Schiff.  
Aber niemand glaubt dir.

RUTH WARE



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Ruth Ware

# The Woman in Cabin 10

Thriller

Deutsch von  
Stefanie Ochel

dtv

Von Ruth Ware ist bei dtv außerdem erschienen:  
Im dunklen, dunklen Wald (26123)



Deutsche Erstausgabe 2017  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2016 Ruth Ware  
Titel der englischen Originalausgabe:  
›The Woman in Cabin 10‹ (Harvill Secker / Vintage Publishing/  
Penguin Random House, London 2016)  
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von Alan Dingman  
unter Verwendung von Fotos von Arcangel Images und Alamy  
Satz: pagina GmbH, Tübingen  
Gesetzt aus der Aldus 10/14  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26178-4

Erst nach zwei Stunden konnte ich mich aus dem Zimmer befreien. Festnetz hatte ich keines, sodass ich niemanden anrufen konnte, und mein Schlafzimmerfenster war vergittert. Ich stocherte so lange mit meiner besten Nagelfeile am Schloss herum, bis sie abbrach, doch schließlich gelang es mir, die Tür zu öffnen, und ich wagte mich vorsichtig in den schmalen Flur hinaus. Obwohl meine Wohnung nur aus drei Räumen bestand – Küche, Schlafzimmer und ein winziges Bad – und man sie eigentlich von meiner Zimmertür aus komplett einsehen konnte, verspürte ich das dringende Bedürfnis, jeden noch so kleinen Winkel zu kontrollieren, selbst den Schrank im Flur, in dem ich meinen Staubsauger aufbewahrte. Ich musste einfach sichergehen, dass der Typ wirklich weg war.

Zitternd und mit pochendem Schädel ging ich nach draußen und stieg die Stufen zur Wohnung meiner Nachbarin hinauf. Über die Schulter spähte ich zurück auf die nächtliche Straße, während ich darauf wartete, dass Mrs Johnson öffnete. Nach meiner Schätzung musste es etwa vier Uhr morgens sein, und es dauerte eine Ewigkeit, bis mein Klopfen sie endlich weckte. Schließlich hörte ich sie murrend die Treppe herunterstapfen. Sie öffnete die Tür einen Spaltbreit. In ihrer Miene spiegelte sich eine Mischung aus Schlaftrunkenheit und Furcht. Doch als sie mich im Morgenmantel auf ihrer Türschwelle erblickte, Gesicht und Hände voller Blut, riss sie die Augen auf und löste hastig die Kette von der Tür.

»Ach du liebe Zeit! Was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Ein Einbrecher.«

Das Sprechen fiel mir schwer. Ich weiß nicht, ob es an der kühlen Herbstluft oder am Schock lag, aber auf einmal zitterte ich am ganzen Körper, und meine Zähne klapperten so sehr, dass ich Angst bekam, sie könnten mir im Mund zerbrechen. Ich schüttelte die Vorstellung ab.

»Sie bluten ja!« Sie musterte mich besorgt. »Du liebe Zeit, so kommen Sie doch rein!«

Ich folgte ihr ins Wohnzimmer ihrer Maisonettewohnung, die zwar klein, düster und völlig überheizt war, mir aber in diesem Moment als idealer Zufluchtsort erschien. Daran konnte selbst der wildgemusterte Paisley-Teppichboden nichts ändern.

»Bitte, setzen Sie sich.« Sie deutete auf ein rotes Plüschsofa, bevor sie ächzend in die Knie ging, um sich am Gasofen zu schaffen zu machen. Es knackte, die Flamme schnellte empor, und noch während Mrs Johnson sich mühsam aufrichtete, fühlte ich die Temperatur um ein Grad steigen. »Ich mache Ihnen einen schönen heißen Tee.«

»Nicht nötig, Mrs Johnson, wirklich nicht. Meinen Sie ...«, setzte ich an.

Doch sie schüttelte nur streng den Kopf. »Nichts geht über heißen, süßen Tee, wenn man unter Schock steht.«

Also fügte ich mich. Die zitternden Hände fest um meine Knie gekrallt, wartete ich, während sie in der winzigen Küche hantierte und schließlich mit zwei Tassen auf einem Tablett zurückkam. Ich nahm eine, zuckte zusammen, als ich die Hitze auf der Wunde an meiner Hand spürte, und nippte am Tee. Er war so süß, dass er sogar den Blutgeschmack in meinem Mund überdeckte, was unter diesen Umständen wohl ein Segen war.

Mrs Johnson rührte ihre Tasse nicht an, sondern betrachtete mich nur mit Sorgenfalten auf der Stirn.

»Hat er ...« Ihre Stimme versagte. »Hat er Ihnen etwas angetan?«

Es war klar, was sie damit meinte. Ich schüttelte den Kopf, aber ich musste noch einen weiteren brühheißen Schluck nehmen, bevor ich mir das Sprechen zutraute.

»Nein, er hat mich nicht angerührt. Die Platzwunde kommt daher, dass er mir die Tür ins Gesicht geknallt hat. Und dann habe ich mich in die Hand geschnitten, als ich versucht habe, mich aus meinem Zimmer zu befreien. Er hatte mich eingesperrt.«

Ein Schauer durchfuhr mich, als ich daran zurückdachte, wie ich mit Nagelfeile und Schere auf das Schloss eingehackt hatte. Judah zog mich wegen meiner Vorliebe für improvisiertes Werkzeug gerne auf – weil ich Schrauben mit einem Buttermesser rausdrehte oder einen Fahrradreifen mithilfe einer Gartenschaufel von der Felge löste. Letzte Woche erst hatte er sich über meinen Versuch lustig gemacht, den Duschkopf mit Isolierband zu reparieren, und dann den ganzen Nachmittag damit zugebracht, ihn in mühevoller Kleinarbeit mit Epoxidharz zusammenzukleben. Aber er war weit weg in der Ukraine, und ich durfte jetzt nicht an ihn denken. Sonst würde ich heulen, und wenn ich einmal damit anfing, würde ich vielleicht nie wieder aufhören.

»Ach, Sie armes Ding.«

Ich schluckte.

»Mrs Johnson, haben Sie vielen Dank für den Tee – aber eigentlich wollte ich fragen, ob ich kurz Ihr Telefon benutzen kann, um die Polizei zu rufen. Er hat nämlich mein Handy mitgenommen.«

»Aber natürlich, es steht da drüben. Aber jetzt trinken Sie erst mal Ihren Tee aus.«

Sie deutete auf ein Beistelltischchen mit Spitzendecke, auf dem sich das wohl letzte Wählscheibentelefon Londons befand, wenn man von den Vintage-Läden in Islington mal absah. Gehorsam trank ich meine Tasse aus, bevor ich zum Hörer griff. Einen Moment lang verharrte mein Finger über



der Neun, aber dann überlegte ich es mir anders. Er war ja weg. Was sollten sie jetzt noch tun? Es war kein Notfall mehr.

Also wählte ich die Rufnummer für nicht akute Angelegenheiten und wartete darauf, dass jemand abnahm.

Unterdessen kreisten meine Gedanken um die Hausratversicherung, die ich nicht hatte, das Türschloss, das ich hätte verstärken lassen sollen, und die Katastrophe, zu der sich diese Nacht entwickelt hatte.

Noch Stunden später ging mir das durch den Kopf, während ich dem Mann vom Schlüsseldienst dabei zusah, wie er das düftig angeschraubte Schnappschloss der Vordertür durch einen ordentlichen Riegel ersetzte, und mir geduldig seinen Vortrag über Einbruchschutz sowie den Zustand der Hintertür anhörte, die er als Lachnummer bezeichnete.

»Das ist bloß 'ne billige Holzfaserverplatte. Ein Tritt und die ist durch. Soll ich's Ihnen zeigen?«

»Nein«, wehrte ich hastig ab. »Nein danke. Ich lasse sie ersetzen. Sie machen nicht zufällig auch Türen, oder?«

»Nein, aber ein Kumpel von mir. Ich schreib Ihnen die Nummer auf. Und in der Zwischenzeit sagen Sie Ihrem Göttergatten, er soll 'ne ordentliche Achtzehn-Millimeter-Sperrholzplatte draufnageln. Sie wollen doch bestimmt nicht, dass sich das von gestern Nacht wiederholt.«

»Nein«, stimmte ich zu. Die Untertreibung des Jahrhunderts.

»Ich hab 'nen Kumpel bei der Polizei, von dem weiß ich, dass ein Viertel aller Einbrüche Wiederholungstaten sind. Die Täter kommen zurück, um sich mehr zu holen.«

»Na wunderbar«, erwiderte ich. Genau das, was ich jetzt hören wollte.

»Achtzehn Millimeter. Soll ich's Ihrem Mann aufschreiben?«

»Nein danke, ich bin nicht verheiratet.« Und obwohl ich

Eierstöcke habe, kann ich mir eine zweistellige Zahl gerade noch so merken.

»Ach so, verstehe. Ja dann«, brummte er, als wäre dadurch irgendetwas klarer. »Mit dem Türrahmen können Sie übrigens auch niemandem imponieren. Sie brauchen einen London-Bar. Ohne den nützt Ihnen das beste Schloss nichts – wenn die es Ihnen aus dem Rahmen treten, stehen Sie genauso blöd da. Ich hab noch einen im Wagen, der passen könnte. Sie wissen, was das ist?«

»Ja, weiß ich«, antwortete ich matt. »Eine Metallleiste, die über dem Schloss befestigt wird, oder?« Ich hatte zwar den Verdacht, dass er aus der Situation das Maximum für sich herausholen wollte, aber das war mir im Moment egal.

»Wissen Sie was?« Er stand auf und steckte sein Werkzeug in die Overalltasche. »Ich montiere Ihnen den London-Bar, und dazu mache ich Ihnen noch gratis eine Sperrholzplatte an die Hintertür. Im Wagen hab ich noch eine, die von der Größe einigermaßen passen müsste. Kopf hoch, junge Frau. Auf diesem Weg kommt er jedenfalls nicht mehr rein.«

Irgendwie fand ich seine Worte nicht besonders tröstlich.

Als er weg war, machte ich mir eine Tasse Tee und lief in der Wohnung auf und ab. Dabei kam ich mir vor wie Delilah, als ein Kater sich einmal durch die Katzenklappe Zutritt verschafft und in den Flur gepinkelt hatte – stundenlang war sie durch die Zimmer getigert, hatte sich an sämtlichen Möbelstücken gerieben und in alle Ecken gemacht, um Stück für Stück ihr Revier zurückzuerobern.

Auch wenn ich nicht so weit ging, ins Bett zu machen, hatte ich ebenfalls das Gefühl, dass jemand in mein Allerprivates vorgedrungen war. Genau wie Delilah hatte ich das dringende Bedürfnis, mir zurückzuholen, was der Typ geschändet hatte. *Geschändet?*, ertönte eine sarkastische Stimme in meinem Innern. *Mach mal halblang, du Drama-Queen.*

Aber so empfand ich es. Meine kleine Wohnung war durch sein Eindringen beschmutzt worden und nun nicht mehr sicher. Die Aussage bei der Polizei war eine Tortur gewesen – ja, ich habe ihn gesehen, nein, beschreiben kann ich ihn nicht. Was in der Tasche war? Ach, wissen Sie, bloß mein ganzes Leben: Geld, Handy, Führerschein, meine Tabletten, im Grunde alles, was ich tagtäglich brauche, von Wimperntusche bis zur Monatskarte.

In meinem Kopf hallte der kühle, unpersönliche Tonfall des Polizisten noch nach.

»Um was für ein Mobiltelefon handelt es sich?«

»Nichts Wertvolles«, erwiderte ich matt. »Ein altes iPhone. Das Modell weiß ich gerade nicht, aber das lässt sich rausfinden.«

»Danke. Jegliche Information zu Modell und Seriennummer könnte helfen. Sie haben auch Tabletten erwähnt – welche Art von Tabletten, wenn ich fragen darf?«

Ich ging sofort in die Defensive. »Was hat denn meine Krankengeschichte damit zu tun?«

»Gar nichts.« Der Polizist blieb vollkommen ruhig und geduldig, was mich nur noch mehr aufbrachte. »Es ist bloß so, dass manche Medikamente auf dem Schwarzmarkt beliebt sind.«

Dass die Wut, die in mir hochkochte, unangemessen war, wusste ich – er machte ja nur seine Arbeit. Aber schließlich war der Einbrecher derjenige, der das Verbrechen begangen hatte. Warum also kam ich mir vor wie bei einem Verhör?

Ich hatte meinen Tee in der Hand und war auf dem Weg ins Schlafzimmer, als plötzlich jemand an die Tür hämmerte. Das laute Geräusch, das durch die stille Wohnung hallte, jagte mir einen solchen Schrecken ein, dass ich zusammenfuhr und instinktiv in Deckung ging.

Vor meinem inneren Auge blitzte wieder das maskierte Gesicht auf, das fahle Weiß der Latexhandschuhe.

Erst als es ein zweites Mal klopfte, erwachte ich aus meiner Erstarrung und sah die zerbrochene Tasse auf den Fliesen. Meine Füße standen in einer Lache aus Tee.

Wieder pochte es.

»Einen Moment!«, rief ich, auf einmal wütend und den Tränen nah. »Ich komme ja schon! Können Sie mal aufhören, gegen die Tür zu hämmern!«

»Entschuldigen Sie«, sagte der Polizist, als ich schließlich öffnete. »Ich wusste nicht, ob Sie mich gehört haben.« Und dann, als er die Pfütze und die Scherben sah: »Himmel, was ist denn hier los? Noch ein Einbruch? Haha.«

Es war schon Nachmittag, als er endlich mit dem Protokoll fertig war. Als er weg war, klappte ich meinen Laptop auf, der zum Zeitpunkt des Einbruchs glücklicherweise im Schlafzimmer gelegen hatte. Neben meinen ganzen Unterlagen für die Arbeit, von denen die meisten nirgends sonst gespeichert waren, befanden sich darauf auch alle Passwörter, einschließlich – und bei dem Gedanken fasste ich mir an den Kopf – einer Datei, die ich zuvorkommenderweise »Banksachen« benannt hatte. Bis auf meine PINs stand so ziemlich alles da drin.

Die übliche Flut von E-Mails ergoss sich in mein Postfach, darunter eine mit dem Betreff »Wolltest du dich heute noch blicken lassen :)?«. Erschrocken stellte ich fest, dass ich völlig vergessen hatte, bei ›Velocity‹ Bescheid zu sagen.

Anstatt zu antworten, holte ich den 20-Pfund-Schein aus der Teedose, den ich dort als Taxigeld für Notfälle aufbewahrte, und stattete dem etwas zwielichtigen Handyladen an der U-Bahn-Station einen Besuch ab. Nach einigem Hin und Her konnte ich dem Verkäufer schließlich ein Prepaid-Handy mit SIM-Karte für fünfzehn Pfund abschwatzen, mit dem ich mich ins Café gegenüber setzte und die stellvertretende Feature-Redakteurin Jenn anrief, die mir im Büro gegenüber saß.

Ich schilderte ihr, was geschehen war, allerdings so, dass

es deutlich amüsanter und absurder klang, als es tatsächlich gewesen war. Ich malte ihr bis in kleinste Detail aus, wie ich mit der Nagelfeile am Türschloss herumhantiert hatte; die Handschuhe und das Gefühl von Ohnmacht und Todesangst unterschlug ich ebenso wie die erschreckend realistischen Flashbacks, die mich seitdem heimsuchten.

»Ach du Scheiße!« Ihre Stimme am anderen Ende der wackeligen Verbindung klang entsetzt. »Geht es dir gut?«

»Ja, mehr oder weniger. Aber ich werde heute nicht mehr kommen. Ich muss die Wohnung in Ordnung bringen.« Wobei es in Wahrheit gar nicht so schlimm war. Für einen Kriminellen hatte er die Wohnung in recht gepflegtem Zustand hinterlassen, das musste man ihm lassen.

»Ach Gott, Lo, du Arme. Hör mal, soll ich für die Nordlicht-Sache eine Vertretung finden?«

Kurz wusste ich nicht, wovon sie sprach – dann fiel es mir wieder ein: die *Aurora Borealis*, ein kleines, exklusives Luxuskreuzfahrtschiff für Reisen zu den norwegischen Fjorden. Durch eine glückliche Fügung, die ich mir selbst noch nicht ganz erklären konnte, war ich in den Besitz einer der wenigen Pressekarten gekommen, die für die Jungfernfahrt vergeben worden waren.

Es war eine großartige Gelegenheit, denn obwohl ich für ein Reisemagazin arbeitete, verbrachte ich den Großteil meiner Tage damit, Meldungen aus irgendwelchen Pressemitteilungen zusammenzuschustern und Bilder für die Artikel, die meine Chefin Rowan von ihren Luxusreisen in die Redaktion sandte, auszuwählen. Eigentlich hätte sie selbst fahren sollen, aber weil sie kurz nach der Zusage feststellen musste, dass ihr die schwangerschaftsbedingte Morgenübelkeit doch stärker zu schaffen machte als gedacht, fiel mir die Kreuzfahrt wie ein großes Geschenk in den Schoß, ein Paket gefüllt mit Verantwortung und Möglichkeiten. Es war ein Vertrauensbeweis, denn schließlich hätte sie diesen Gefallen genauso gut auch

anderen, sehr viel erfahreneren Kollegen erweisen können. Wenn ich es geschickt anstellte, konnte ich mir dadurch beim Gerangel um Rowans Mutterschutzvertretung einen Vorteil verschaffen und würde vielleicht endlich jene Beförderung bekommen, die sie mir schon seit Jahren versprach.

Allerdings sollte es schon dieses Wochenende losgehen. Sonntag, um genau zu sein. In zwei Tagen.

»Nein«, versicherte ich hastig und war selbst überrascht, wie entschlossen ich dabei klang. »Nein, ich zieh das auf jeden Fall durch. Mir geht's gut.«

»Bist du sicher? Was ist mit deinem Pass?«

»Der war im Schlafzimmer, den hat er nicht gefunden.«  
Gott sei Dank.

»Bist du *ganz* sicher?«, fragte sie noch einmal, hörbar besorgt. »Das ist eine große Sache – nicht nur für dich, sondern fürs Magazin, meine ich. Wenn du es dir nicht zutraust, würde Rowan sicher nicht wollen, dass ...«

»Ich traue es mir zu«, unterbrach ich sie. Unter keinen Umständen würde ich mir diese Gelegenheit entgehen lassen. Wer wusste schon, ob ich noch mal eine bekäme. »Versprochen. Ich will das wirklich machen, Jenn.«

»Okay ...«, sagte sie schließlich zögernd. »Dann also volle Fahrt voraus, ja? Heute Morgen ist das Pressepaket angekommen, das schicke ich dir gleich zusammen mit den Zugfahrkarten per Kurier. Rowans Notizen müssten hier auch noch irgendwo sein. Hauptsächlich geht es wohl um eine angemessene Lobeshymne auf das Schiff, weil Rowan die Firma gerne als Werbekunden hätte, aber unter den Gästen sollten auch ein paar interessante Leute sein – wenn du also noch das eine oder andere Porträt einbauen kannst, umso besser.«

»In Ordnung.« Von der Theke des Cafés nahm ich einen Stift und machte mir auf einer Papierserviette Notizen. »Wann geht es noch mal los?«

»Dein Zug fährt um zehn Uhr dreißig in King's Cross ab – aber ich leg dir alles ins Pressepaket.«

»Alles klar. Vielen Dank, Jenn.«

»Kein Problem«, erwiderte sie. In ihrer Stimme klang etwas Wehmut mit, und ich fragte mich, ob sie gehofft hatte, selbst für Rowan einspringen zu können. »Pass auf dich auf, Lo. Mach's gut.«

Es dämmerte schon, als ich langsam zurücktrottete. Mir taten die Füße weh, meine Wange schmerzte, und ich wollte einfach nur nach Hause und ein langes, heißes Bad nehmen.

Die Tür zu meiner Souterrainwohnung lag wie immer im Schatten, und mir kam wieder mal der Gedanke, dass ich eine Sicherheitsleuchte brauchte, und sei es nur, um in der Handtasche meine Schlüssel zu finden. Doch selbst im Dämmerlicht konnte ich die Holzsplitter an der Stelle sehen, wo er das Schloss aufgebrochen hatte. Es war mir ein Rätsel, dass ich ihn nicht gehört hatte. *Tja, was erwartest du, du warst eben betrunken*, sagte die fiese kleine Stimme in meinem Kopf.

Immerhin fühlte sich das neue Schloss beruhigend stabil an. Drinnen angekommen verriegelte ich die Tür, streifte die Schuhe ab und schlich erschöpft in Richtung Bad. Mit einem Gähnen stellte ich das Badewasser an und ließ mich auf den Toilettendeckel fallen. Ich zog mir die Strumpfhose aus, begann, mein Oberteil aufzuknöpfen ... und dann hielt ich inne.

Normalerweise lasse ich die Badezimmertür offen – schließlich gibt es nur mich und Delilah hier, und die Wände der Kellerwohnung sind ziemlich anfällig für Feuchtigkeit. Außerdem tue ich mich generell schwer mit geschlossenen Räumen, zumal dieser hier sich bei heruntergelassenem Rollo besonders eng anfühlt. Doch obwohl die Wohnungstür abgeschlossen und zusätzlich durch den London-Bar verstärkt war, überprüfte ich zur Sicherheit das Fenster und schloss die Badezimmertür ab, bevor ich mich auszog.

Ich war so hundemüde. Vor meinem geistigen Auge sah ich, wie ich in der Badewanne einschlief, unter die Wasseroberfläche sank und wie Judah eine Woche später meinen nackten, aufgedunsenen Körper entdeckte ... Ich schüttelte den Gedanken ab. Ich musste aufhören, so melodramatisch zu sein. In der knapp einen Meter zwanzig langen Wanne musste ich mich schon mühsam verrenken, um nur das Shampoo aus den Haaren zu spülen, von Ertrinken ganz zu schweigen.

Das heiße Wasser brannte in der Platzwunde auf meiner Wange, und ich schloss die Augen und versuchte, mich an einen anderen Ort zu versetzen, weit weg von diesem klaustrophobisch kleinen Raum, von diesem verkommenen London mit all seiner Kriminalität. Ein Strandspaziergang im hohen Norden vielleicht, dazu das beruhigende Rauschen der ... äh ... Ostsee? Für eine Reisejournalistin bin ich beunruhigend schlecht in Geografie.

Doch die unerwünschten Erinnerungen stürmten weiter auf mich ein. Was der Schlosser über Wiederholungstaten gesagt hatte. Wie ich, die Füße fest gegen die Bodendielen gestemmt, vor der Schlafzimmertür kauerte. Der Anblick der kräftigen Hände im gelblichweißen Latex, die schwarzen Härchen, die sich darunter abzeichneten ...

Verdammt.

Ich schlug die Augen auf, aber diesmal half der Realitätsabgleich nichts. Stattdessen sah ich die feuchten Badezimmerwände bedrohlich näher rücken, als wollten sie mich zermalmen.

*Du drehst schon wieder durch,* zischte die Stimme. *Merkst du das nicht?*

Sei still. Sei still, sei still, sei still. Ich kniff die Augen zu und versuchte, die Bilder durch Zählen aus meinem Kopf zu vertreiben. *Eins. Zwei. Drei. Einatmen. Vier. Fünf. Sechs. Ausatmen. Eins. Zwei. Drei. Einatmen. Vier. Fünf. Sechs. Ausatmen.*



Nach einer Weile verblassten die Bilder, aber an Entspannung war trotzdem nicht zu denken. Plötzlich spürte ich den heftigen Drang, dem stickigen, engen Raum zu entkommen. Ich stieg aus der Wanne, wickelte mich in ein Handtuch und lief ins Schlafzimmer, wo der Laptop noch auf dem Bett lag.

Ich klappte ihn auf und tippte in die Google-Suchmaske: »Wie viel % Einbrüche sind Wiederholungen?«

Ich klickte auf das erstbeste Ergebnis und überflog die Seite, bis ich zu diesem Absatz kam: »Wenn Einbrecher wiederkommen – Einer landesweiten Erhebung zufolge handelt es sich bei 25–50 % aller Einbrüche im Laufe eines Jahres um Wiederholungstaten. Geschätzt wird außerdem, dass 25–35 % der Einbruchopfer im gleichen Zeitraum erneut zum Opfer werden. Statistiken der britischen Polizeibehörden legen nahe, dass 28–51 % der Wiederholungstaten innerhalb eines Monats stattfinden, 11–25 % innerhalb einer Woche.«

Na toll. Also hatte mich der freundliche Schlosser mit seinen Schreckensszenarien nicht ängstigen wollen, sondern sogar noch untertrieben – wobei mir die rätselhafte Diskrepanz zwischen den fast fünfzig Prozent Wiederholungstaten und den nur fünfunddreißig Prozent auf der Seite der Opfer Kopferbrechen bereitete. So oder so gefiel mir der Gedanke, in diese Statistik zu fallen, überhaupt nicht.

Weil ich mir geschworen hatte, an diesem Abend keinen Alkohol zu trinken, machte ich mir, nachdem ich Vorder- und Hintertür, Fensterschlösser und dann ein zweites und drittes Mal die Vordertür kontrolliert hatte, eine Tasse Kamillentee.

Dann verzog ich mich mit meinem Tee, dem Laptop, dem Pressepaket und einer Packung Schokoladenkekse ins Schlafzimmer. Es war erst acht Uhr, und ich hatte noch nicht zu Abend gegessen, aber ich fühlte mich vollkommen erschöpft – zu erschöpft, um zu kochen oder auch nur den Lieferservice anzurufen. Ich öffnete die Presseinformationen zur Fjord-

kreuzfahrt, kuschelte mich unter die Bettdecke und wartete darauf, dass mich der Schlaf übermannte.

Das tat er aber nicht. Ich tunkte Keks um Keks in meinen Tee und las Seite um Seite voller Fakten und Zahlen zur *Aurora*. Nur zehn luxuriös ausgestattete Kabinen ... maximal zwanzig Passagiere ... handverlesenes Personal aus den weltbesten Restaurants und Hotels ... Selbst die technischen Details zu Tiefgang und Tragfähigkeit des Schiffs konnten mich nicht in den Schlaf lullen. Ich war und blieb hellwach, völlig erschlagen und aufgedreht zugleich.

Während ich dort in meinen Kokon gewickelt lag, versuchte ich, nicht an den Einbrecher zu denken. Ich zwang mich, über die Arbeit nachzudenken und darüber, was ich bis Sonntag noch alles erledigen musste. Die neue Bankkarte abholen. Packen und für die Reise recherchieren. Ob ich Judah vor der Abreise noch sehen würde? Bestimmt würde er versuchen, mich unter der alten Nummer zu erreichen.

Ich legte die Presseinfos zur Seite und öffnete mein E-Mail-Postfach.

»Hi Schatz«, tippte ich, stockte dann und biss auf meinem Fingernagel herum. Was sollte ich schreiben? Ihm von dem Einbruch zu erzählen hatte keinen Zweck, jedenfalls im Moment nicht. Er würde sich nur Vorwürfe machen, dass er nicht da gewesen war, als ich ihn gebraucht hätte. »Ich hab mein Handy verloren«, schrieb ich stattdessen. »Lange Geschichte, erklär ich dir später. Aber wenn was ist, im Moment bitte per E-Mail, keine SMS. Wann kommst du am Sonntag zurück? Ich muss wegen der Kreuzfahrt schon morgens nach Hull. Hoffe, wir sehen uns noch, bevor ich fahre – aber sonst dann nächstes Wochenende? Kuss, Lo.«

Ich klickte auf *Senden* und hoffte, er würde sich nicht wundern, warum ich nachts um Viertel vor eins E-Mails verschickte. Dann klappte ich den Laptop zu, nahm mein Buch und versuchte, mich in den Schlaf zu lesen.

Ohne Erfolg.

Um 3:35 Uhr taumelte ich in Richtung Küche, griff nach der Ginflasche und mixte mir den stärksten Gin Tonic, den ich noch runterbringen konnte. Wie lebensrettende Medizin stürzte ich ihn hinunter, schüttelte mich wegen des scharfen Geschmacks und schenkte sofort den nächsten ein. Auch dieses Glas trank ich leer, wenn auch etwas langsamer. Danach blieb ich eine Weile stehen und spürte, wie der Alkohol in meinen Adern kribbelte, die Muskeln lockerte und meine Unruhe dämpfte.

Schließlich leerte ich den restlichen Gin ins Glas, nahm es mit ins Schlafzimmer und legte mich hin. Steif und angespannt, den Blick fest auf das leuchtende Display der Uhr gerichtet, wartete ich darauf, dass der Alkohol seine Wirkung tat.

*Eins. Zwei. Drei. Einatmen. Vier ... Fünf ... Fü...*

Irgendwann muss ich doch eingeschlafen sein. Eben noch hatte ich mit müden, schmerzenden Augen den Wecker angestarrt und gesehen, wie die Ziffern auf 4:44 Uhr sprangen, und im nächsten Moment blinzelte ich in das pelzige Gesicht von Delilah, die mich mit ihren Schnurrhaaren in der Nase kitzelte und mir so mitteilte, dass es Zeit für Frühstück war. Ich stöhnte. Mein Kopf schmerzte noch stärker als gestern, wobei ich nicht sicher war, ob es an der Wunde lag oder an einem weiteren Kater. Der letzte Gin Tonic stand noch halb voll auf dem Nachttisch neben dem Wecker. Als ich daran roch, musste ich fast würgen. Er bestand sicher zu zwei Dritteln aus Gin. Was hatte ich mir nur dabei gedacht?

Die Uhr zeigte 6:04 Uhr, was bedeutete, dass ich keine anderthalb Stunden geschlafen hatte, doch jetzt war ich nun mal wach. Ich stand also auf, zog den Vorhang beiseite und blickte hinaus in die graue Dämmerung, von der aus sich einzelne Sonnenstrahlen wie dünne Finger durch die Fenster meiner Souterrainwohnung hereinstahlen. Es war ein kalter und un-

gemütlicher Morgen, und ich fröstelte, als ich in meine Hausschuhe schlüpfte und durch den Flur zum Thermostat lief, um die Zeitschaltung abzustellen und die Heizung in Gang zu setzen.

Es war Samstag, und so musste ich zwar nicht arbeiten, aber weil die Reisevorbereitungen, die Umleitung meiner Handynummer auf das neue Telefon und die Ausstellung der neuen Bankkarte fast den ganzen Tag in Anspruch nahmen, war ich am Abend ganz benommen vor Müdigkeit.

Es war genauso schlimm wie damals, als ich von Thailand über L.A. zurück nach Hause geflogen war – nach einer Reihe von Nachtflügen war ich vor Schlafentzug völlig neben mir und hoffnungslos desorientiert gewesen. Irgendwo über dem Atlantik sah ich ein, dass Schlaf offenbar keine Option mehr war und es keinen Zweck hatte, es weiter zu versuchen. Als ich mich später zu Hause aufs Bett fallen ließ, war es wie ein Sturz ins Bodenlose, kopfüber in die Besinnungslosigkeit. Erst als Judah zweiundzwanzig Stunden später mit der Sonntagszeitung gegen meine Tür hämmerte, wachte ich, ganz zerschlagen und mit steifen Gliedern, wieder auf.

Diesmal aber war mein Bett kein Zufluchtsort mehr.

Vor der Abreise musste ich mich unbedingt wieder fangen. Ich hatte die einmalige, unbezahlbare Gelegenheit, mich nach zehn Jahren in der Tretmühle des Copy-and-Paste-Journalismus endlich zu beweisen. Das war meine Chance, zu zeigen, dass ich es draufhatte – dass ich wie Rowan netzwerken, mich auf jedem gesellschaftlichen Parkett bewegen und das Magazin in die Welt der Reichen und Schönen bringen konnte. Denn Lord Bullmer, der Besitzer der *Aurora Borealis*, war ganz ohne Frage Teil dieser Welt. Schon ein Prozent seines Werbeetats würde reichen, um ›Velocity‹ mehrere Monate über die Runden zu bringen. Dazu kamen die bekannten Reiseautoren und Fotografen, die zweifellos zur Jungfernfahrt eingeladen

worden waren und deren Namen sich unter den Artikeln im Magazin sehr gut machen würden.

Meine Absicht war nicht, Bullmer beim Abendessen in Verkaufsgespräche zu verwickeln, das wäre viel zu plump und geschäftsmäßig. Wenn es mir aber gelänge, seine Nummer zu bekommen und dafür zu sorgen, dass er meinen Anruf auch entgegennahm ... dann wäre ich meiner Beförderung schon ein ganzes Stück näher.

Während ich zum Abendessen mechanisch eine Tiefkühlpizza in mich hineinstopfte, bis ich nicht mehr konnte, setzte ich meine Lektüre des Pressepakets fort. Doch die Wörter und Bilder tanzten vor meinen Augen, die Adjektive verschwammen ineinander: *exklusiv ... funkelnde ... luxuriöse ... von Meisterhand gefertigt ... formvollendet ...*

Mit einem Gähnen ließ ich die Broschüre sinken und blickte auf die Uhr. Schon nach neun. Gott sei Dank, endlich konnte ich schlafen gehen. Während ich alle Türen und Schlösser doppelt und dreifach kontrollierte, sagte ich mir, dass die grenzenlose Erschöpfung auch eine positive Seite hatte. Eine Wiederholung von gestern Nacht würde es nicht geben. Sollte der Typ tatsächlich zurückkommen, würde ich den Einbruch vermutlich verschlafen.

Um 22:47 Uhr wusste ich, dass ich mich geirrt hatte.

Um 23:23 Uhr heulte ich wie ein kleines Kind.

Würde das jetzt so weitergehen? Würde ich nie wieder schlafen können?

Ich musste schlafen. Ich *musste* einfach. In den letzten drei Tagen hatte ich – ich zählte es an den Fingern ab, zum Kopfrechnen war ich nicht in der Lage – weniger als vier Stunden Schlaf gehabt.

Ich konnte den Schlaf schmecken. Ich konnte ihn *fühlen*, so nah war er, nur ganz knapp außer Reichweite. Ich musste einfach einschlafen. Ich würde sonst den Verstand verlieren.

Wieder kamen mir die Tränen, obwohl ich nicht mal sagen konnte, warum ich eigentlich weinte. Vor lauter Frust? Vor Wut – auf mich selbst, auf den Einbrecher? Vor Erschöpfung?

Was ich wusste, war: Der Schlaf kam nicht. Wie ein unein- gelöstes Versprechen schwebte er, nur Zentimeter entfernt, vor meiner Nase. Er glich einer Fata Morgana, die immer weiter zurückwich, je schneller, je verzweifelter ich ihr nachrannte. Oder einem Fisch im Wasser, der mir immer wieder durch die Finger glitt.

*Oh Gott, ich will doch nur schlafen ...*

Delilah wandte ruckartig den Kopf zu mir um. Hatte ich das etwa laut gesagt und es nicht mal gemerkt? Herrgott, langsam wurde ich wirklich verrückt.

*Flashback. Ein Gesicht. Glänzende Augen im Dunkeln.*

Ich fuhr senkrecht in die Höhe, das Blut pochte mir in den Schläfen.

Ich musste hier raus.

Vor lauter Erschöpfung wie in Trance, stand ich taumelnd auf, schob meine Füße in die Schuhe und zog, noch im Schlaf- anzug, den Mantel an. Dann nahm ich meine Tasche. Wenn ich nicht schlafen konnte, würde ich spazieren gehen. Irgend- wohin, egal wohin.

Wenn der Schlaf nicht freiwillig kam, würde ich ihn eben jagen.

Die nächtlichen Straßen waren zwar nicht menschenleer, aber es waren auch nicht die gleichen, auf denen ich mich jeden Tag zur Arbeit bewegte.

Zwischen den schwefelgelben Lichtkegeln der Laternen waren sie düster und grau. Eisige Böen fegten hindurch, wehten mir Fetzen alter Zeitungen gegen die Beine und wirbelten am Straßenrand Blätter und Dreck auf. Als zweiunddreißigjährige Frau, die in den frühen Morgenstunden allein unterwegs war – noch dazu im Schlafanzug – hätte ich mich vermutlich fürchten sollen. Doch hier fühlte ich mich sicherer als in meiner Wohnung. Hier draußen würde man mich wenigstens schreien hören.

Ein festes Ziel hatte ich nicht, ich wollte einfach so lange weitergehen, bis ich zu müde war, um mich auf den Beinen zu halten. Erst irgendwo zwischen Highbury und Islington bemerkte ich den Regen; er musste schon vor einiger Zeit eingesetzt haben, denn ich war ganz durchnässt. In meinen durchweichten Schuhen stand ich da und versuchte, mein ermattetes, umnebeltes Gehirn dazu zu bringen, einen Plan zu entwickeln, als sich meine Füße plötzlich, wie von selbst, wieder in Bewegung setzten – doch sie liefen nicht nach Hause, sondern nach Süden, in Richtung Angel.

Wohin ich lief, begriff ich erst, als ich dort war, als ich unter dem Vordach des Gebäudes stand und wie benommen das Klingelschild anstarrte, wo in seiner säuberlichen Handschrift sein Name geschrieben stand: LEWIS.

Er war nicht da. Er war in der Ukraine und würde erst morgen zurückkommen. Doch ich hatte seinen Zweitschlüssel in der Manteltasche und fühlte mich außerstande, zu meiner Wohnung zurückzulaufen. *Du könntest ja ein Taxi nehmen*, höhnte die Stimme in meinem Kopf. *Aber der Fußweg ist wohl gar nicht das Problem, du Feigling.*

Ich schüttelte den Kopf, dass die Wassertropfen nur so flohen, und suchte am Schlüsselbund nach dem richtigen Schlüssel für die Außentür. Dann schlüpfte ich hinein, ins drückend warme Treppenhaus.

Im zweiten Stock angekommen, schloss ich vorsichtig die Wohnungstür auf.

Es war stockdunkel. Alle Türen waren zu, und die Diele hatte keine Fenster.

»Judah?«, rief ich. Ich wusste natürlich, dass er weg war, aber es war nicht auszuschließen, dass er einen Freund hier übernachten ließ, und ich wollte nicht für einen nächtlichen Herzinfarkt verantwortlich sein. Schließlich wusste ich nur allzu gut, wie sich so ein Schreck anfühlte.

»Hey, ich bin's, Lo.«

Aber es kam keine Antwort. In der Wohnung war es still – kein Laut war zu hören. Ich öffnete die Tür zur Wohnküche und trat auf Zehenspitzen ein. Das Licht schaltete ich gar nicht erst an, sondern schälte mir bloß die nassen Kleider vom Leib und warf sie in die Spüle.

Dann lief ich nackt weiter ins Schlafzimmer, wo das breite, in Mondlicht getauchte Doppelbett stand. Es war leer, aber die Laken waren zerwühlt, als wäre er eben erst aufgestanden. Ich krabbelte in die Mitte des Betts, spürte die weichen Laken und sog seinen Duft ein, den Geruch von Schweiß, Aftershave – und *ihm*.

Ich schloss die Augen.

*Eins. Zwei ...*



Der Schlaf brach über mich herein und verschluckte mich wie eine riesige Welle.

Die Schreie einer Frau rissen mich aus meinem Tiefschlaf. Ich hatte das Gefühl, als würde jemand auf mir sitzen und mich festhalten, während ich mich mit aller Macht dagegen wehrte.

Eine Hand, die viel stärker war als meine, packte meinen Arm. Blind vor Panik tastete ich mit der freien Hand in der Dunkelheit nach etwas, das ich als Waffe benutzen konnte, und schloss die Finger um den Fuß der Nachttischlampe.

Die Hand des Mannes lag jetzt auf meinem Mund, wollte mich ersticken, und als das Gewicht seines Körpers mich zu erdrücken drohte, nahm ich all meine Kraft zusammen, hob die schwere Lampe hoch und schlug zu.

Ein Schmerzensschrei ertönte, und durch den Schleier meiner Angst hörte ich eine Stimme, die Worte undeutlich und verwaschen.

»Lo, ich bin's doch! Ich bin's, verdammt, hör auf!«

*Oh Gott.*

Meine Hände zitterten so stark, dass ich bei dem vergeblichen Versuch, das Licht einzuschalten, irgendetwas umwarf.

Neben mir hörte ich Judah keuchen. Es klang feucht und erstickt, was mich noch mehr in Panik versetzte. Wo zum Teufel war die Lampe? Dann begriff ich – ich hatte sie Judah ins Gesicht geschmettert.

Meine Beine waren weich wie Gummi, als ich aus dem Bett kletterte und zum Lichtschalter wankte. Im nächsten Moment wurde das Zimmer vom grellen Schein eines Dutzends Halogenstrahler geflutet, die jedes Detail des grauenhaften Anblicks vor meinen Augen unbarmherzig offenlegten.

Judah kauerte auf dem Bett, die Hände vor dem Gesicht, Bart und Oberkörper blutverschmiert.

»Oh mein Gott, Judah!« Ich rannte zu ihm zurück und riss mit zitternden Händen ein paar Taschentücher aus der Schach-

tel neben dem Bett. Er drückte sie sich ans Gesicht. »Oh Gott, was ist bloß passiert? Wer hat denn so geschrien?«

»Du«, stöhnte er. Die Tücher waren bereits blutdurchtränkt.

»Was?« Mein Adrenalinspiegel war so hoch, dass ich nicht klar denken konnte. Verwirrt sah ich mich im Zimmer um, auf der Suche nach der Frau und dem Angreifer. »Was meinst du?«

»Als ich reinkam«, sagte er, »hast du plötzlich losgeschrien, im Halbschlaf.« Die Papiertücher dämpften seinen Brooklyn Akzent zu einem undeutlichen Nuscheln. »Ich hab versucht, dich zu wecken, und dann ...«

»Oh Scheiße.« Ich schlug die Hände vor den Mund. »Es tut mir so leid.«

Diese Schreie – sie hatten so real geklungen. War das wirklich nur ich gewesen?

Vorsichtig nahm er die Hand vom Mund. In dem scharlachroten Bausch lag etwas Kleines, Weißes. Erst als ich ihm ins Gesicht sah, wurde mir klar, was es war – ihm fehlte ein Zahn.

»Oh Himmel.«

Er sah mich an, während ihm das Blut weiter aus Mund und Nase tropfte.

»Was für ein Empfang«, war alles, was er sagte.

»Es tut mir so leid.« Tränen stiegen in mir hoch, aber vor dem Taxifahrer wollte ich nicht weinen. Mühsam schluckte ich sie runter. »Judah?«

Er antwortete nicht, sondern blickte stumm aus dem Fenster in die graue Dämmerung, die sich über London ausbreitete. Zwei Stunden hatten wir in der Notaufnahme der Uniklinik gewartet, wo sie dann doch nur die Platzwunde an seiner Lippe genäht und ihn an einen zahnärztlichen Notdienst überwiesen hatten. Dort hatte man den Zahn wieder in die Lücke gesteckt und Judah mehr oder weniger erklärt, jetzt hieße es Daumen drücken. Offenbar bestand die Möglichkeit, dass der Zahn wieder anwuchs. Falls nicht, würde er entweder eine Brücke

oder ein Implantat brauchen. Müde schloss er die Augen. Mir war vor lauter Schuldgefühlen ganz schlecht.

»Es tut mir so leid«, wiederholte ich noch verzweifelter. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Nah, mir tuss leid«, sagte er matt. Er klang wie ein Betrunkener, weil die örtliche Betäubung ihm das Sprechen schwer machte.

»Dir? Warum, was tut dir leid?«

»Weiß nicht. Dass ich's verbockt hab. Nicht für dich da war.«

»Bei dem Einbruch, meinst du?«

Er nickte. »Ja, und überhaupt. Ich wünschte, ich wäre nicht so viel unterwegs.«

Ich lehnte mich zu ihm rüber, und er legte den Arm um mich. Mit dem Kopf an seiner Schulter lauschte ich dem langsamen, gleichmäßigen Klopfen seines Herzens, das einen beruhigenden Kontrast zu meinem eigenen, panisch rasenden Puls bildete. Unter der Jacke trug er das blutverschmierte T-Shirt, dessen Stoff sich auf meiner Wange angenehm weich anfühlte. Ich holte langsam, bebend Luft, sog seinen Geruch ein und spürte, wie sich mein Herzschlag auf seinen Rhythmus verlangsamte.

»Du hättest doch auch nichts tun können«, flüsterte ich an seiner Brust.

Er schüttelte den Kopf. »Trotzdem hätte ich da sein müssen.«

Es wurde bereits hell, als wir den Taxifahrer bezahlten und langsam die zwei Stockwerke zu Judahs Wohnung hochstiegen. Die Uhr zeigte schon fast sechs. Mist, in wenigen Stunden musste ich den Zug nach Hull nehmen.

Drinne zog sich Judah aus, und wir ließen uns nebeneinander ins Bett fallen, Haut an Haut. Er zog mich an sich, schloss die Augen und atmete tief ein. Ich konnte vor Müdigkeit kaum klar denken, doch statt mich vom Schlaf übermannen zu lassen, kletterte ich in einem Impuls auf ihn und küsste seinen

Hals, seinen Bauch, den dunklen Haarstreifen unter seinem Nabel.

»Lo ...«, stöhnte er, und versuchte, mich zu sich nach oben zu ziehen, um mich zu küssen, doch ich schüttelte den Kopf.

»Nicht, denk an deinen Mund. Leg dich zurück.«

Er ließ den Kopf aufs Kissen sinken, und in dem blassen Dämmerlicht, das durch die Vorhänge drang, sah ich, wie sich die Muskeln an seinem Hals anspannten.

Acht Tage waren wir getrennt gewesen und würden uns erst in einer Woche wiedersehen. Wenn nicht jetzt, wann dann?

Hinterher lag ich in seinen Armen und wartete, dass sich meine Atmung und mein Herzschlag wieder beruhigten. Ich fühlte, wie sich seine Mundwinkel an meiner Wange zu einem Lächeln hoben.

»So schon eher«, sagte er.

»Eher was?«

»So hatte ich mir den Empfang schon eher vorgestellt.«

Mein Gesicht verspannte sich, und er strich mir über die Wange.

»Lo, das war ein Scherz.«

»Ich weiß.«

Eine ganze Weile lagen wir schweigend da, bis er langsam wegzudämmern schien. Ich schloss die Augen und wollte mich der Müdigkeit hingeben, als ich plötzlich spürte, wie seine Armmuskeln sich anspannten und er tief Luft holte.

»Lo, ich will nicht schon wieder fragen, aber ...«

Er brauchte nicht weiterzusprechen. Ich wusste, was er sagen wollte. Es war das Gleiche, was er bereits an Silvester gesagt hatte – dass er den nächsten Schritt tun wollte. Eine gemeinsame Wohnung.

»Ich muss darüber nachdenken«, antwortete ich schließlich. Meine Stimme klang seltsam fremd und bedrückt.

»Das hast du schon vor Monaten gesagt.«

»Ich denke eben immer noch nach.«

»Ich habe mich jedenfalls entschieden.« Er fasste mich leicht am Kinn und wandte mein Gesicht sanft zu seinem. Was ich darin sah, ließ mein Herz plötzlich heftig schlagen. Ich wollte ihn berühren, doch er packte mein Handgelenk und hielt es fest. »Lo, hör auf, das immer weiter hinauszuzögern. Ich war wirklich geduldig, das weißt du, aber so langsam glaube ich, dass wir vielleicht nicht auf einer Wellenlänge sind.«

In meinem Innern machte sich eine vertraute Panik breit – eine seltsame Mischung aus Hoffnung und Furcht.

»Nicht auf einer Wellenlänge?« Mein Lächeln fühlte sich gezwungen an. »Hast du wieder Oprah geguckt?«

Abrupt ließ er meine Hand los, und als er sich abwandte, war sein Ausdruck seltsam kühl. Ich biss mir auf die Lippe.

»Hey ...«

»Nein«, sagte er. »Lass. Ich wollte darüber reden, aber du ja ganz offensichtlich nicht, also ... Hör zu, ich bin müde, es ist schon bald Morgen. Lass uns schlafen.«

»Judah«, flehte ich, wütend auf mich selbst, weil ich mich so mies verhielt, wütend auf ihn, weil er mich bedrängte.

»Ich habe Nein gesagt«, nuschelte er erschöpft ins Kissen. Ich dachte, er meinte unser Gespräch, doch dann fuhr er fort: »Zu einem Jobangebot. Zu Hause in New York. Ich habe abgelehnt. Deinetwegen.«

Verdammt.

Mein Schlaf war schwer und dumpf wie unter Beruhigungsmitteln, als der Wecker mich nur wenige Stunden später in die Wirklichkeit zurückholte. Ich hatte keine Ahnung, wie lange das Ding schon klingelte, wahrscheinlich eine ganze Weile. Der Kopf tat mir weh und ich musste mich erst orientieren, bevor es mir gelang, den Wecker auszuschalten, damit Judah, der dem Lärm zum Trotz weiter tief und fest schlief, nicht doch noch wach wurde.

Nachdem ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben und mich gestreckt hatte, um die Verspannung in Nacken und Schultern zu lösen, richtete ich mich mühsam auf, stieg aus dem Bett und ging in die Küche. Während der Kaffee durchsickerte, nahm ich meine Tabletten ein und durchstöberte dann das Bad nach Schmerzmitteln. Außer Ibuprofen und Paracetamol fand ich ein braunes Plastikdöschen mit Tabletten, die Judah einmal wegen einer Sportverletzung verschrieben bekommen hatte. Ich drehte den kindersicheren Verschluss auf und nahm die Pillen in Augenschein. Es waren riesige rot-weiße Kapseln, sie sahen sehr wirksam aus.

Letztendlich wagte ich es doch nicht, sie zu nehmen, sondern drückte mir stattdessen aus den diversen Blistern zwei Ibuprofen und eine Paracetamol mit Expresswirkung in die Handfläche und würgte sie mit einem Schluck Kaffee runter – schwarz, denn Milch gab es nicht. Den Rest des Kaffees trank ich langsamer, während ich mir die letzte Nacht, mein dummes Verhalten und Judahs Worte durch den Kopf gehen ließ.

Ich war überrascht. Mehr noch, ich war schockiert. Über seine langfristigen Pläne hatten wir nie gesprochen, obwohl ich wusste, dass er seine Freunde in den USA, seine Mutter und seinen kleinen Bruder vermisste – die ich im Übrigen alle noch nicht kennengelernt hatte. Warum hatte er den Job abgelehnt? Weil er ihn nicht wollte? Oder wegen uns?

In der Kanne war noch genug Kaffee für eine halbe Tasse, und so goss ich den Rest in einen zweiten Becher, den ich vorsichtig ins Schlafzimmer trug.

Judah lag, alle viere von sich gestreckt, auf der Matratze, als wäre er dort hingefallen. Im Film wirken die Leute im Schlaf immer friedlich. Judah nicht. Sein übel zugerichteter Mund war zwar halb hinter seinem Arm verborgen, doch mit der hakenförmigen Nase und der gerunzelten Stirn sah er aus wie ein wütender Falke, der den Abschuss durch einen Wildhüter überlebt hatte und nun auf Rache aus war.

Vorsichtig setzte ich die Tasse auf dem Nachttisch ab, legte mein Gesicht neben ihm aufs Kissen und küsste seinen Nacken. Die Haut war warm und überraschend weich.

Er bewegte sich im Schlaf, schlang einen langen, sonnengebräunten Arm um meine Schultern, und als er seine haselnussbraunen Augen öffnete, wirkten sie sehr viel dunkler als sonst.

»Hey«, sagte ich leise.

»Hey.« Mit einem herzhaften Gähnen zog er mich an sich. Kurz leistete ich Widerstand, als ich an das Schiff dachte, den Zug und das Taxi, das in Hull auf mich wartete, doch dann schmolzen meine Glieder dahin wie heißes Plastik, und ich ließ mich neben ihn sinken, in seine Wärme. Einen Moment lang lagen wir da und sahen einander in die Augen, bevor ich die Hand ausstreckte und vorsichtig das Pflaster über seiner Lippe berührte.

»Glaubst du, er wird wieder anwachsen?«

»Keine Ahnung«, antwortete er. »Hoffentlich. Montag muss

ich nach Moskau, und ich habe keine große Lust, mich da mit Zahnärzten rumzuschlagen.«

Ich schwieg. Er schloss die Augen und streckte sich, bis seine Gelenke knackten. Dann rollte er sich auf die Seite und legte mir zärtlich eine Hand auf die Brust.

»Judah ...«, sagte ich und hörte selbst eine Mischung aus Verärgerung und Sehnsucht in meiner Stimme.

»Was ist?«

»Ich kann nicht. Ich muss gehen.«

»Dann geh doch.«

»Lass das. Nicht.«

»Lass das, nicht? Oder lass das nicht?« Ein schiefes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Beides. Du weißt, was ich meine.« Ich setzte mich auf und schüttelte den Kopf. Es tat weh, und ich bereute die abrupte Bewegung.

»Wie geht es deiner Wange?«, fragte er.

»Okay.« Ich tastete vorsichtig danach. Sie war zwar noch geschwollen, aber nicht mehr so stark.

Er machte ein besorgtes Gesicht und streckte einen Finger aus, um den Bluterguss zu streicheln, doch ich wich unwillkürlich zurück.

»Ich hätte da sein sollen«, sagte er.

»Warst du aber nicht«, gab ich patziger als beabsichtigt zurück. »Bist du ja nie.«

»Wie bitte?«

»Du hast mich schon verstanden.« Mir war klar, dass ich überzogen reagierte, aber die Worte stürzten nur so aus mir heraus. »Was wird denn in Zukunft sein? Angenommen, ich ziehe hier ein – wie sieht der Plan aus? Soll ich hier herumsitzen, wie Penelope mein Leichentuch weben und das Feuer am Brennen halten, während du mit den anderen Auslandskorrespondenten in irgendeiner russischen Bar Scotch trinkst?«

»Wo kommt denn das jetzt her?«



Ich schüttelte nur den Kopf und schwang die Beine aus dem Bett. Dann suchte ich die Klamotten, die ich bei Jonah aufbewahrt und nach unserer Rückkehr vom Notdienst auf den Fußboden geworfen hatte, zusammen und zog mich an.

»Ich bin einfach nur müde, Judah.« Müde war untertrieben. Die letzten drei Nächte hatte ich jeweils nicht mehr als zwei Stunden geschlafen. »Und ich weiß nicht, worauf das hier hinausläuft. Es ist schon schwer genug nur mit uns beiden. Ich habe keine Lust, womöglich allein mit einem Kind und einer postnatalen Depression zu Hause zu sitzen, während du in den finstersten Löchern diesseits des Äquators in Kugelhagel gerätst.«

»In Anbetracht der jüngsten Ereignisse könnte man behaupten, dass ich in meiner eigenen Wohnung größeren Gefahren ausgesetzt bin«, erwiderte Judah, ruderte jedoch zurück, als er meinen Gesichtsausdruck sah. »Entschuldige, das war gemein. Ich weiß doch, dass es ein Unfall war.«

Ich zog meinen immer noch feuchten Mantel über und nahm meine Tasche.

»Mach's gut, Judah.«

»Was heißt ›mach's gut‹? Wie meinst du das?«

»Wie du willst.«

»Was ich *will*, ist, dass du aufhörst, so ein Drama aus allem zu machen, und endlich bei mir einziehst. Ich liebe dich, Lo!«

Die Worte trafen mich wie eine Ohrfeige. Ich blieb auf der Türschwelle stehen. Die Müdigkeit hing wie ein schweres Gewicht an meinem Hals, das mich zu Boden zog.

*Die Latexhandschuhe, das leise Lachen ...*

»Lo?«, fragte Judah verunsichert.

»Ich kann das nicht«, sagte ich, ohne ihn anzusehen. Mir war selbst nicht klar, was ich meinte – ich kann nicht gehen, nicht bleiben, diese Unterhaltung nicht weiterführen, dieses Leben? »Ich muss ... Ich muss weg.«

»Also, was diesen Job angeht«, setzte er an, mit einem An-

flug von Zorn in der Stimme. »Dass ich ihn abgelehnt habe – willst du sagen, das war ein Fehler?«

»Ich habe dich nicht darum gebeten.« Meine Stimme zitterte. »Nie. Also gib mir nicht die Schuld daran.« Ich warf mir die Tasche über die Schulter und wandte mich zum Gehen.

Er schwieg und versuchte auch nicht, mich aufzuhalten. Beim Hinausgehen schwankte ich wie eine Betrunkene. Erst in der U-Bahn wurde mir bewusst, was gerade passiert war.

Ich liebe Häfen. Ich mag den Geruch von Teer und Seeluft und das Geschrei der Möwen. Vielleicht liegt es daran, dass wir früher in den Sommerferien so oft mit der Fähre nach Frankreich gefahren sind; jedenfalls überkommt mich am Hafen immer ein Gefühl von Freiheit, wie ich es an Flughäfen niemals spüre. Mit Flughäfen verbinde ich nur Arbeit und Sicherheitskontrollen und Verspätung. Ein Hafen dagegen steht für ... keine Ahnung, etwas anderes. Für Entkommen vielleicht.

Während der Zugfahrt hatte ich versucht, die Gedanken an Judah zu verdrängen und mich mit Recherchen zur Kreuzfahrt abzulenken. Richard Bullmer war nur wenig älter als ich, doch sein Lebenslauf konnte einem Minderwertigkeitsgefühl bescheren – mir wurde ganz schwindelig bei der Liste seiner Firmen und Führungspositionen, die ihn Stufe um Stufe zu immer mehr Geld und Einfluss gebracht hatten.

Auf Wikipedia fand ich das Foto eines sonnengebräunten, gutaussehenden Mannes mit pechschwarzem Haar, Arm in Arm mit einer atemberaubend schönen Blondine Ende zwanzig. »Richard Bullmer mit seiner Frau, der Erbin Anne Lyngstadt, bei ihrer Hochzeit in Stavanger«, stand darunter.

Aufgrund seines Titels war ich davon ausgegangen, dass er seinen Reichtum auf dem Silbertablett serviert bekommen hatte, doch Wikipedia zufolge hatte ich ihm wohl Unrecht getan. Zwar hatte er es in jungen Jahren anscheinend durchaus angenehm gehabt – private Grundschule, dann Eton, gefolgt vom Balliol College in Oxford. Allerdings war während des

ersten Studienjahrs sein Vater gestorben – die Mutter schien bereits vorher von der Bildfläche verschwunden zu sein –, und weil Erbschaftssteuer und Schulden das Familienanwesen und alles Vermögen verschlangen, fand er sich mit neunzehn Jahren obdachlos und allein wieder.

Unter diesen Umständen wäre schon der erfolgreiche Abschluss in Oxford eine Leistung gewesen, doch während seines dritten Studienjahres hatte er noch dazu ein Internet-Start-up gegründet. Dessen Börsengang 2003 war der erste in einer Reihe von Erfolgen, die schließlich im Stapellauf dieses kleinen Luxuskreuzfahrtschiffs zur Erkundung der skandinavischen Küsten gipfelte. »Buchen Sie die *Aurora* für die Hochzeit Ihrer Träume, ein außergewöhnliches Firmenevent, das Ihre Klienten begeistern wird, oder einfach eine exklusive, unvergessliche Ferienreise für sich und Ihre Familie«, hieß es in dem Pressepaket. Während der Zug weiter gen Norden sauste, sah ich mir den Grundriss des Kabinendecks genauer an.

Im Vorderteil des Schiffs – dem Bug, rief ich mir ins Gedächtnis – befanden sich zwei große und zwei mittelgroße Suiten. Im hinteren Teil gab es sechs weitere, kleinere Kabinen, die hufeisenförmig um den Flur angeordnet waren. Die Kabinen waren durchnummeriert, wobei im Heckbereich die geraden Zahlen auf der einen Seite des Flurs lagen und die ungeraden Ziffern auf der anderen. Nummer 1 befand sich an der Bugspitze und im abgerundeten Heck lagen die Kabinen 9 und 10 nebeneinander. Da die Suiten vermutlich für VIPs reserviert waren, ging ich davon aus, dass man mich in einer der kleineren Kabinen unterbringen würde. Der Grundriss enthielt keine Maßangaben, und ich dachte mit ungutem Gefühl an einige der Fährfahrten über den Ärmelkanal und die klaustrophobisch kleinen, fensterlosen Kabinen zurück. Fünf Tage in so einem Raum zu verbringen war keine besonders behagliche Vorstellung, aber auf einem Schiff wie diesem ging es sicher viel geräumiger zu.

Ich hoffte, auf der nächsten Seite die Innenansicht einer der Kabinen zu finden, die mir meine Sorgen nehmen würde, doch stattdessen blickte ich auf die Aufnahme einer spektakulären, auf weißem Leinen dargebotenen Auswahl skandinavischer Spezialitäten. Der Schiffskoch hatte sein Handwerk anscheinend im Noma und im El Bulli gelernt. Ich rieb mir die Augen und gähnte. Die Müdigkeit und die Ereignisse der vergangenen Nacht hingen wie Blei an mir.

Judahs Gesicht bei unserem Abschied kam mir wieder in den Sinn, die große, vernähte Wunde. Ich seufzte. Was war da eigentlich zwischen uns geschehen? Hatten wir uns getrennt? Hatte ich ihn verlassen? Wann immer ich versuchte, unser Gespräch zu rekonstruieren, machte sich mein Gehirn selbstständig und fügte Dinge hinzu, die ich nie gesagt hatte, und Antworten, die ich gerne gegeben hätte. Im einen Moment ließ es Judah viel begriffsstutziger und beleidigender erscheinen, als er war, um mein eigenes Verhalten zu rechtfertigen. Im nächsten Moment zeichnete es mir ein Bild seiner großen, bedingungslosen Liebe, als wollte es mir versichern, dass sich schon alles wieder einrenken würde. Ich hatte ihn nicht darum gebeten, den Job abzulehnen. Warum also sollte ich mich nun dankbar zeigen?

Auf der Taxifahrt vom Bahnhof zum Hafen gelang es mir, trotz der Kopfschmerzen eine halbe Stunde zu dösen, bis mich die gut gelaunte Stimme des Fahrers aus dem Schlaf riss wie ein Schwall kalten Wassers. Ich stieg aus und stand leicht benommen im gleißenden Sonnenlicht und der beißend salzigen Meeresluft.

Obwohl mich der Fahrer fast direkt an der Gangway der *Aurora* abgesetzt hatte, konnte ich beim Anblick des Schiffs kaum glauben, dass ich hier richtig war. Sie sah zwar ganz genauso aus wie im Prospekt – riesige, in der Sonne funkelnde Glasfenster ohne Schlieren oder Salzwasserspritzer und eine

Schiffswand, die in so frischem Weiß erstrahlte, als wäre sie noch am Morgen gestrichen worden. Doch was gefehlt hatte, war ein Gefühl für die Dimensionen: In Wahrheit war die *Aurora* so winzig, dass sie eher einer Jacht als einem Kreuzfahrtschiff ähnelte. Jetzt verstand ich, was mit »exklusiv« gemeint war – ich hatte schon größere Boote zwischen den griechischen Inseln kreuzen sehen. Es schien unmöglich, dass alles, was der Prospekt versprochen hatte – Bibliothek, Sonnendeck, Spa, Sauna, Cocktail-Lounge und all die anderen Dinge, die für die verwöhnten Passagiere der *Aurora* angeblich unverzichtbar waren – in dieses Miniaturgefährt passen sollten. Dank seiner Größe und dem makellosen Anstrich mutete es auf kuriose Weise wie Spielzeug an, und beim Betreten der schmalen, stählernen Gangway überkam mich plötzlich die groteske Vorstellung, die *Aurora* sei ein Schiff in einer Flasche – winzig, perfekt, isoliert und unwirklich –, und ich würde mit jedem Schritt, den ich mich ihr näherte, selbst weiter schrumpfen, bis ich mich ihrer Größe angepasst hatte. Es war, als blickte ich verkehrt herum durch ein Teleskop, und wie in einem Anflug von Höhenangst wurde mir plötzlich schwindelig.

Die Gangway schwankte, darunter schäumte und schmatzte das ölige, tintenschwarze Hafengewässer, und kurz hatte ich das Gefühl, der Stahl unter meinen Füßen gäbe nach. Mit geschlossenen Augen hielt ich mich am kalten Metallgeländer fest.

Da hörte ich über mir eine Frauenstimme.

»Ist der Geruch nicht wunderbar?«

Ich blinzelte in die Sonne und sah am Eingang des Schiffs eine Stewardess stehen. Sie hatte helles, fast weißblondes Haar, ihre Haut war walnussfarben gebräunt. Ihr Lächeln war so strahlend, dass es beinahe schien, als begrüße sie nicht mich, sondern eine lange verloren geglaubte, steinreiche Verwandte aus Australien. Ich holte tief Luft und versuchte, das Gleich-

gewicht wiederzuerlangen, dann machte ich die letzten Schritte auf die *Aurora Borealis*.

»Willkommen, Miss Blacklock«, begrüßte mich die Stewardess mit einem geschliffenen Akzent, den ich nicht genau zuordnen konnte. Irgendwie schaffte sie es, den Eindruck zu vermitteln, als wäre die Begegnung mit mir wie ein Sechser im Lotto. »Es ist mir eine *solche* Freude, Sie an Bord begrüßen zu dürfen. Darf einer unserer Matrosen Ihren Koffer nehmen?«

Verblüfft blickte ich mich um. Woher wusste sie, wer ich war? Bevor ich etwas sagen konnte, war mein Koffer verschwunden.

»Darf ich Ihnen ein Glas Champagner anbieten?«

»Ähm«, antwortete ich mit unübertroffener Schlagfertigkeit. Sie deutete das als ein Ja, und so hielt ich kurz darauf eine Flöte fein perlenden Champagners in der Hand. »Äh, danke.«

Die Innenausstattung der *Aurora* war atemberaubend. Der ganze Schnickschnack hier drin hätte locker für ein zehnmal größeres Schiff gereicht. Hinter einer Tür am Ende der Gangway befand sich der Fuß einer langen Wendeltreppe. Jede verfügbare Oberfläche war auf Hochglanz poliert, mit Marmor verkleidet oder mit Rohseide drapiert. Illuminiert wurde die Treppe von einem gigantischen Kronleuchter, der den Raum mit winzigen Lichtflecken sprenkelte und so an das Glitzern der Sonnenstrahlen auf dem Meer erinnerte. Das Ganze löste in mir leichte Übelkeit aus – nicht unbedingt, weil sich bei all dem Prunk mein soziales Gewissen meldete, obwohl auch das bei genauerer Betrachtung eine Rolle spielte, sondern eher aufgrund des Orientierungsverlusts: Die Kristallprismen zerstreuten das Licht, blendeten den Betrachter und raubten einem fast das Gleichgewicht. Der Effekt war ähnlich wie beim Blick durch ein Kaleidoskop und in Kombination mit Schlafmangel nicht gerade angenehm.

Die Stewardess musste mein Staunen bemerkt haben, denn sie lächelte stolz.

»Die große Treppe ist schon etwas Besonderes, nicht wahr?«, meinte sie. »In dem Kronleuchter stecken über zweitausend Swarovski-Kristalle.«

»Wow«, gab ich matt zurück. Mir brummte der Schädel, und ich versuchte, mich zu erinnern, ob ich das Ibuprofen eingepackt hatte. Es fiel mir schwer, nicht zu blinzeln.

»Wir sind wirklich sehr stolz auf die *Aurora*«, fuhr sie mit freundlicher Stimme fort. »Ich bin übrigens Camilla Lidman und für die Betreuung unserer Gäste zuständig. Mein Büro befindet sich im unteren Deck, und sollte es *irgendetwas* geben, womit ich Ihren Aufenthalt angenehmer gestalten kann, zögern Sie bitte nicht, nachzufragen. Mein Kollege Josef ...«, sie deutete auf einen lächelnden blonden Mann zu ihrer Rechten, »... wird Sie zu Ihrer Kabine führen und Ihnen die Räumlichkeiten zeigen. Das Abendessen ist um acht Uhr, aber wir möchten Sie einladen, sich schon um sieben in der Lindgren-Lounge einzufinden, wo wir eine kleine Präsentation über die Ausstattung des Schiffs und all die Sensationen, die Sie auf dieser Reise erwarten, vorbereitet haben. Ach! Da ist ja Mr Lederer.«

Ein großgewachsener, dunkelhaariger Mann von etwa Mitte vierzig erschien hinter uns auf der Gangway, gefolgt von einem Matrosen, der sich mit einem riesigen Koffer abmühte.

»Vorsichtig, bitte«, mahnte der Mann und zuckte sichtlich zusammen, als der Träger den Koffer polternd über eine Unebenheit in der Gangway zerzte. »Meine Ausrüstung ist ziemlich empfindlich.«

»Mr Lederer«, begrüßte ihn Camilla Lidman mit derselben Euphorie, die sie auch mir gegenüber an den Tag gelegt hatte. Sie verfügte über ein beeindruckendes schauspielerisches Talent, das musste ich ihr lassen – obwohl es sie bei Mr Lederer vermutlich keine große Anstrengung kostete, da er durchaus nett anzuschauen war. »Willkommen an Bord der *Aurora*. Darf



ich Ihnen ein Glas Champagner anbieten? Und Mrs Lederer auch?»

»Mrs Lederer wird nicht kommen.« Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und warf einen Blick auf den Swarovski-Leuchter, der ihn für einen Moment aus dem Konzept zu bringen schien.

»Oje, das tut mir leid.« Camilla Lidmans makellose Brauen verzogen sich zu einem Stirnrunzeln. »Es geht ihr doch hoffentlich gut?«

»Oh ja, sehr sogar«, antwortete Mr Lederer. »Sie vögelt mit meinem besten Freund.« Worauf er lächelte und zum Champagner griff.

Camilla blinzelte kurz und leitete diskret über: »Josef, würden Sie Miss Blacklock zu ihrer Kabine bringen?«

Josef deutete eine knappe Verbeugung an und zeigte in Richtung Unterdeck. »Hier entlang, bitte«, sagte er.

Gehorsam ließ ich mich hinunterführen, wobei ich mich weiter an meinem Champagnerglas festhielt. Hinter mir hörte ich, wie Camilla Mr Lederer von ihrem Büro erzählte.

»Sie sind in Kabine 9 untergebracht, der Linnaeus-Suite«, informierte mich Josef, während ich ihm hinab ins beigefarbene Halbdunkel eines fensterlosen, mit dickem Teppichboden ausgelegten Flures folgte. »Alle Kabinen sind nach bedeutenden skandinavischen Wissenschaftlern benannt.«

»Und wer bekommt den Nobel?«, witzelte ich nervös. Der Korridor rief ein merkwürdig beklemmendes Gefühl in mir hervor; die Klaustrophobie legte sich wie ein schweres Gewicht auf meinen Nacken. Das lag nicht nur an der Enge, sondern auch an der dämmrigen Beleuchtung und dem Fehlen natürlicher Lichtquellen.

Josef antwortete ganz ernsthaft: »Bei dieser Reise werden Lord und Lady Bullmer die Nobel-Suite beziehen. Lord Bullmer ist Direktor der Northern Lights Company, der das Schiff gehört. Insgesamt gibt es zehn Kabinen«, erklärte er, als wir

ein weiteres Stockwerk hinabstiegen, »vier vorne, sechs hinten, alle auf dem Mitteldeck. Die Kabinen bestehen aus bis zu drei Zimmern mit jeweils eigenem Bad inklusive Badewanne und separater Dusche, großem Doppelbett und privater Veranda. Die Nobel-Suite verfügt zusätzlich über einen Whirlpool.«

Veranda? Irgendwie schien mir die Vorstellung einer eigenen Veranda auf einem Kreuzfahrtschiff absurd, doch bei Licht besehen war es wohl auch nicht merkwürdiger als jeder andere offene Deckbereich. Und ein Whirlpool? Tja, kein Kommentar.

»Für jede Kabine sind zwei Stewards zuständig, die Ihnen zu jeder Tages- und Nachtzeit zur Verfügung stehen. In Ihrem Fall sind das ich selbst und meine Kollegin Karla, die Sie heute Abend kennenlernen werden. Wir sind Ihnen gern bei jedem Anliegen behilflich.«

»Wir sind hier also auf dem mittleren Deck?«, fragte ich.

Josef nickte. »Genau, auf diesem Deck befinden sich ausschließlich die Kabinen der Passagiere. Oben finden Sie dann den Speisesaal, den Wellnessbereich, die Lounge, die Bibliothek, das Sonnendeck und andere Gemeinschaftsräume. Alle sind nach skandinavischen Schriftstellern benannt – die Lindgren-Lounge, das Jansson-Restaurant und so weiter.«

»Jansson?«

»Tove«, ergänzte er.

»Ach so, klar. Die Mumins«, sagte ich überflüssigerweise. Diese verfluchten Kopfschmerzen.

Inzwischen waren wir vor einer getäfelten Holztür angekommen. Auf Augenhöhe hing ein dezentes Schild mit der Aufschrift »9: LINNAEUS«. Josef öffnete die Tür und ließ mich eintreten.

Die Kabine war ohne jede Übertreibung bestimmt sieben- oder achtmal so schön wie meine eigene Wohnung und auch nicht viel kleiner. Zu meiner Rechten erstreckten sich verspiegelte Schränke, und in der Mitte stand, flankiert von einem

Sofa auf der einen und einem Frisiertisch auf der anderen Seite, das riesige Doppelbett. Der frische, glatte Leinenbezug sah überaus einladend aus.

Was mich jedoch am meisten beeindruckte, war nicht die – wirklich beachtliche – Größe der Kabine, sondern das Licht darin. Nach dem schmalen, künstlich beleuchteten Korridor herrschte hier nun gleißende, geradezu blendende Helligkeit, die sich durch die Verandatüren in die Kabine ergoss. Blütenweiße Vorhänge flatterten in der Brise, und ich bemerkte, dass die Schiebetür offen stand. Ich spürte ein Gefühl der Erleichterung, es war, als löste sich etwas in meiner Brust.

»Die Tür kann fixiert werden, damit sie nicht einfach zufällt«, erklärte Josef. »Allerdings wird sich die Sicherung bei schlechten Wetterbedingungen automatisch lösen.«

»Prima«, sagte ich geistesabwesend, denn ich wollte nur noch, dass Josef endlich verschwand, damit ich mich aufs Bett werfen und in einen Zustand seligen Vergessens sinken konnte.

Stattdessen stand ich weiter da und unterdrückte mühsam ein Gähnen, während Josef mir die Funktionen des Bads (ich habe durchaus schon einmal eines benutzt, vielen Dank), des Kühlschranks und der Minibar (alles inklusive, zum Leidwesen meiner Leber) erläuterte und ergänzte, dass das Eis zweimal täglich nachgefüllt werde und ich ihn und Karla wirklich jederzeit rufen könne.

Als mein hartnäckiges Gähnen nicht mehr zu übersehen war, zog er sich mit einer weiteren kleinen Verbeugung zurück, und ich konnte die Kabine in Ruhe auf mich wirken lassen.

Natürlich war ich beeindruckt. Hauptsächlich von dem Bett, das förmlich danach schrie, dass man sich hineinwarf, um in einen dreißig- bis vierzigstündigen Schlaf zu sinken. Beim Anblick der schneeweißen Laken und der goldbestickten Kissen befahl mich ein Verlangen, das im ganzen Körper prickelte, vom Hinterkopf bis tief in die Finger- und Zehenspitzen. Ich

brauchte dringend Schlaf. Ich gierte danach wie ein Junkie, der die Stunden bis zum nächsten Schuss zählt. Die halbe Stunde in dem unbequemen Taxi hatte es nur schlimmer gemacht.

Aber ich durfte jetzt nicht einschlafen. Die Gefahr war zu groß, dass ich nicht rechtzeitig aufwachen würde, und ich konnte mir nicht erlauben, den Empfang nachher zu verpassen. Im Lauf der Woche konnte ich vielleicht die eine oder andere Veranstaltung ausfallen lassen, aber am heutigen Abendessen und der angekündigten Präsentation musste ich auf jeden Fall teilnehmen. Es war schließlich der erste Abend an Bord, da würden sich alle miteinander bekannt machen und wie wild netzwerken. Wenn ich heute fehlte, wäre ich für den Rest der Reise außen vor.

Also unterdrückte ich ein weiteres Gähnen und trat auf den Balkon hinaus, in der Hoffnung, die frische Luft würde mich von dem Schleier der Erschöpfung befreien, der sich immer dann über mich zu legen schien, wenn ich stillstand.

Der Balkon war so herrlich, wie man es sich auf einem Luxuskreuzfahrtschiff vorstellt. Durch die gläserne Reling wirkte es von drinnen fast, als trenne einen nichts von der Weite des Ozeans. Es gab zwei Liegestühle und einen winzigen Tisch, wo man abends gemütlich sitzen und je nach Reisezeitpunkt die Mitternachtssonne oder das Nordlicht genießen konnte.

Lange stand ich einfach nur da und beobachtete die kleinen Schiffe im Hafen von Hull beim Ein- und Ausfahren, während mir der salzige Wind durchs Haar wehte, bis ich plötzlich eine Veränderung bemerkte. Im ersten Moment konnte ich nicht ganz einordnen, was genau es war, doch dann wurde mir klar, dass der Schiffsmotor, der während der letzten halben Stunde nur leise vor sich hingebrummt hatte, deutlich lauter geworden war und wir uns langsam in Bewegung setzten. Unter lautem Dröhnen legten wir ab, ließen die Kaimauer hinter uns und wandten uns in Richtung Meer.

Das Schiff glitt zwischen den roten und grünen Lichtern, die

die Fahrerinne markierten, aus dem Hafen. Als wir den Schutz des Hafens verließen und auf die Nordsee hinausfuhren, wichen die sanften, plätschernden Wellen der mächtigen Dünung der offenen See, und die Bewegungen des Schiffs veränderten sich merklich.

Allmählich verblasste der Küstenstreifen, und die Silhouette von Hull schrumpfte zu einem schwarzen Strich zusammen. Während ich zusah, wie die Stadt verschwand, dachte ich an Judah und das Chaos, das ich hinterlassen hatte. Mein Handy lag wie ein Stein in meiner Hosentasche. Ich zog es heraus, in der Hoffnung, eine letzte Nachricht von ihm zu erhalten, bevor wir die Reichweite britischer Mobilfunkmasten verließen. *Mach's gut. Viel Glück. Gute Reise.*

Doch da war nichts. Der Empfang reduzierte sich um einen, dann um zwei Balken, und das Telefon in meiner Hand schwieg. Die englische Küste verschwand aus meinem Blick, und es war nichts zu hören außer dem Tosen der Wellen.

Bei reichen Leuten waren sogar die Duschen unvergleichlich.

Aus allen Winkeln schossen Wasserstrahlen hervor, die mit solcher Heftigkeit auf mich einprasselten, dass ich bald nichts mehr spürte und kaum noch wusste, wo mein Körper aufhörte und das Wasser begann.

Nachdem ich mir die Haare gewaschen und die Beine rasiert hatte, blieb ich noch eine Weile unter der Brause stehen und genoss den Massageeffekt, während ich das Meer, den Himmel und die kreisenden Möwen betrachtete. Die Badezimmer hatte ich absichtlich offen gelassen, um über Bett und Veranda hinweg aufs Meer blicken zu können. Und zugegeben – es war wirklich toll. Aber für achttausend Pfund, oder was auch immer der Spaß kosten sollte, musste man den Leuten wohl auch etwas bieten.

Verglichen mit meinem oder selbst Rowans Gehalt war der Betrag ziemlich obszön. Jahrelang hatte ich sehnsuchtsvoll die Reportagen gelesen, die Rowan von irgendeiner Villa auf den Bahamas oder einer Jacht auf den Malediven geschickt hatte, und dabei gehofft, mich eines Tages so weit hochzuarbeiten, dass auch ich in den Genuss solcher Vorzüge käme. Nun aber, da ich eine Ahnung davon bekam, fragte ich mich, wie sie wohl damit umging, regelmäßig Einblicke in ein Leben zu erhaschen, wie es sich kein normaler Mensch jemals leisten konnte.

Ich fing an auszurechnen, wie viele Monate ich wohl arbeiten müsste, um aus eigener Tasche eine Woche auf der *Aurora*

zu bezahlen, als ich plötzlich ein Geräusch hörte – leise, unter dem Rauschen des Wassers kaum auszumachen, doch es klang definitiv so, als käme es aus meinem Zimmer. Mein Herz begann, schneller zu klopfen, aber es gelang mir, weiter ruhig und gleichmäßig zu atmen. Ich öffnete die Augen, um die Dusche abzustellen, doch das Erste, was ich sah, war die Badezimmertür, die zuschlug, als hätte sie jemand mit schneller, sicherer Hand zugestoßen.

Mit dem dumpfen Knall einer massiven, hochwertig verarbeiteten Tür fiel sie ins Schloss, und ich stand da, im heißen, nassen Dunkel, während das Wasser unerbittlich auf meinen Schädel einprasselte. Mein Herz hämmerte so laut, dass das Schiffssonar es erfassen musste.

Außer dem Rauschen des Blutes in meinen Ohren und dem Prasseln des Wassers konnte ich nichts hören. Bis auf das rote Licht am digitalen Regler der Dusche konnte ich auch nichts sehen. *Scheiße*. Wieso hatte ich die Kabinentür nicht richtig verschlossen?

Plötzlich schienen die Wände näher zu rücken, und die Dunkelheit drohte, mich zu verschlucken.

*Reiß dich zusammen*, befahl ich mir. Niemand hat dir etwas getan. Niemand ist eingebrochen. Wahrscheinlich war es ein Zimmermädchen, das für die Nacht das Bett aufdecken wollte, oder die Tür ist von selbst zugefallen. *Reiß. Dich. Zusammen*.

Ich zwang mich, nach den Knöpfen am Regler zu tasten. Das Wasser wurde eiskalt, dann siedend heiß, sodass ich mit einem Aufschrei zurückwich und schmerzhaft mit dem Fuß gegen die Wand stieß. Schließlich fand ich den richtigen Knopf, die Dusche ging aus, und ich arbeitete mich mit ausgestreckten Händen zum Lichtschalter vor.

Gleißendes Licht erhellte den kleinen Raum. Das Gesicht, das mir aus dem Spiegel entgegenblickte, war kreidebleich, die nassen Haare klebten strähnig an meinem Kopf – ich sah aus wie das Mädchen aus ›The Ring‹.

Verflucht.

War das erst der Anfang? War ich dabei, mich in eine Person zu verwandeln, die Panikattacken erlitt, wenn sie alleine von der U-Bahn heimlaufen musste oder ihr Freund mal eine Nacht nicht zu Hause war?

Nein, zur Hölle damit. Ich war stärker.

Eilig nahm ich den Bademantel von der Tür, schlüpfte hinein und holte tief, wenn auch merklich zitternd, Luft.

Ich war stärker.

Ich öffnete die Tür, obwohl mein Herz so heftig und schnell pochte, dass ich Sterne sah.

*Reiß dich zusammen*, ermahnte ich mich.

Das Zimmer war leer. Vollkommen leer. Und die Tür war sehr wohl verriegelt, selbst die Kette war eingehängt. Ausgeschlossen, dass jemand reingekommen war. Vielleicht hatte ich draußen auf dem Korridor jemanden gehört. Jedenfalls deutete alles darauf hin, dass die Badezimmertür von selbst ins Schloss gefallen war. Wahrscheinlich hatte das Schwanken des Schiffs sie in Bewegung gesetzt, und den Rest hatte ihr eigenes Gewicht erledigt.

Zur Sicherheit kontrollierte ich die Kette noch mal. Ich spürte die beruhigende Schwere des Metalls in meiner Hand, bevor ich auf wackeligen Beinen zum Bett wankte, mich hinlegte und darauf wartete, dass mein Puls, der immer noch im Adrenalinrausch dahinjagte, sich allmählich normalisierte.

Ich stellte mir vor, wie ich mein Gesicht an Judahs Schulter vergrub, und wäre beinahe in Tränen ausgebrochen, doch ich biss die Zähne zusammen und schluckte den Schmerz runter. Judah konnte mir nicht helfen. Das Problem waren allein ich und meine bescheuerten Panikattacken.

*Es ist nichts passiert. Es ist nichts passiert.* Das wiederholte ich so lange, bis ich merkte, wie meine Atmung sich verlangsamte und ich ruhiger wurde.



*Es ist nichts passiert. Letztes Mal nicht und jetzt auch nicht.  
Niemand hat dir wehgetan.*

Okay.

Gott, ich brauchte einen Drink.

In der Minibar befanden sich Tonic, Eis und ein halbes Dutzend Fläschchen mit Gin, Whisky und Wodka. Ich schüttete Eis in ein Glas, leerte mit immer noch leicht zitternder Hand zwei Miniaturflaschen darüber, füllte das Ganze mit einem Schuss Tonic-Water auf und stürzte es hinunter.

Der Gin war so stark, dass ich husten musste, doch dann spürte ich, wie der Alkohol warm durch meine Adern strömte, und es ging mir augenblicklich besser.

Als das Glas leer war und sich eine gewisse Leichtigkeit in meinem Kopf und meinen Gliedern ausbreitete, stand ich auf und zog das Handy aus meiner Tasche. Kein Empfang, dafür waren wir wohl zu weit draußen, aber immerhin gab es WLAN.

Ich öffnete mein E-Mail-Postfach und sah nägelkauend zu, wie eine Nachricht nach der anderen eintrudelte. Obwohl es weniger schlimm war als befürchtet – schließlich hatten wir noch Sonntag –, waren meine Nerven zum Zerreißen gespannt, und plötzlich begriff ich, wonach ich suchte. Aber da war keine Nachricht von Judah. Ich sackte in mich zusammen.

Die wenigen dringenden Mails beantwortete ich sofort, markierte die anderen als ungelesen und klickte auf »Verfassen«.

»Lieber Judah«, setzte ich an, doch weiter kam ich nicht. Was er wohl gerade machte? Seinen Koffer packen? In einem überfüllten Flugzeug sitzen? Oder lag er irgendwo in einem anonymen Hotelzimmer, twitterte, textete, dachte an mich?

Wieder durchlebte ich den Moment, als ich ihm die schwere Lampe mit voller Wucht ins Gesicht geknallt hatte. Was hatte ich mir bloß dabei gedacht?

Gar nichts, versicherte ich mir. Du warst im Halbschlaf. Es war nicht deine Schuld. Es war keine Absicht.

*Freud zufolge gibt es aber nichts Unabsichtliches, wandte die fiese kleine Stimme in mir ein. Vielleicht war es ja doch ...*

Ich schüttelte den Kopf, um sie loszuwerden.

Lieber Judah, ich liebe dich.

Ich vermisse dich.

Es tut mir leid.

Ich löschte die E-Mail und begann eine andere.

An: Pamela Crew

Von: Laura Blacklock

Gesendet: Sonntag, 20. September

Betreff: Gesund und munter

Hi Mum, bin heil an Bord gekommen, supernobel hier! Das wär was für dich! Ich wollte dich nur schnell noch mal dran erinnern, dass du Delilah heute Abend abholen wolltest. Ihr Korb steht auf dem Tisch, und Katzenfutter ist unter der Spüle. Ich musste das Schloss auswechseln lassen, aber Mrs Johnson in der Wohnung über mir hat den neuen Schlüssel. Hab dich lieb und noch mal DANKE!

Küsschen, Lo

Nachdem ich die E-Mail abgeschickt hatte, schrieb ich meiner besten Freundin Lissie eine Nachricht auf Facebook.

Das Schiff ist der Wahnsinn. In der Minibar meiner Kabine – sorry, meiner absolut GIGANTISCHEN Suite – gibt es Alkohol bis zum Abwinken. Gut für mich, schlecht für die Arbeit und meine Leber. Bis bald – falls ich's überstehe. Lo xx

Ich schenkte mir einen weiteren Gin ein und begann eine neue E-Mail an Judah. Ich musste etwas schreiben, ich konnte die Dinge nicht einfach so stehen lassen. Nach kurzem Nachdenken tippte ich: »Lieber J. Es tut mir wahnsinnig leid, dass ich

so unmöglich war vor meiner Abreise. Was ich gesagt habe, war total unfair. Ich liebe dich so sehr.« Ich brach ab, weil mir Tränen in die Augen traten und der Bildschirm verschwamm. Mühsam atmete ich ein paarmal tief durch, dann rieb ich mir die Augen und schrieb: »Melde dich, wenn du angekommen bist. Gute Reise. Kuss, Lo.«

Ich klickte auf »Aktualisieren«, auch wenn ich mir keine allzu großen Hoffnungen machte. Nichts. Ich seufzte und leerte das zweite Glas Gin. Die Uhr am Bett zeigte 18:30 Uhr, was bedeutete, dass es Zeit war für Abendkleid Nummer eins.

Nachdem Rowan mich aufgeklärt hatte, dass beim Abendessen an Bord der Dresscode »förmlich« (im Klartext: aufgebrezelt bis zum Gehnichtmehr) galt, hatte sie mir geraten, mindestens sieben Abendkleider auszuleihen, um nicht zweimal das Gleiche tragen zu müssen. Da sie aber nicht angeboten hatte, sich an den Kosten zu beteiligen, hatte ich nur drei geliehen, was für meinen Geschmack schon drei zu viel waren.

Das übertriebenste Kleid von allen hatte mir im Laden am besten gefallen – ein langes silberweißes, mit Kristallen besetztes Schlauchkleid, in dem ich angeblich, wie die Verkäuferin ohne die leiseste Spur von Sarkasmus behauptet hatte, wie Liv Tyler in ›Der Herr der Ringe‹ aussah. Sie musste meine mühsam unterdrückte Belustigung bemerkt haben, denn als ich die anderen Kleider anprobierte, warf sie mir immer wieder argwöhnische Blicke zu.

Jetzt fehlte mir für Kristalle doch der Mut; immerhin konnte es sein, dass die anderen Gäste in Jeans kamen. Daher entschied ich mich für die dezenteste Option: ein langes, figurbetontes Satinkleid in Dunkelgrau. Auf der rechten Schulter prangte zwar ein Paillettenbesatz in Blätteroptik, aber ganz ohne ging es offenbar nicht. Anscheinend wurden die meisten Ballkleider heutzutage von fünfjährigen Mädchen mit Glitzerkanonen entworfen. Zumindest sah ich in diesem hier nicht aus, als wäre um mich herum eine Barbiefabrik explodiert.

Wenig elegant streifte ich es über und zog den Reißverschluss zu, bevor ich mein gesamtes Schminkarsenal aus dem Kulturbeutel schüttelte. Eine dünne Schicht Lipgloss würde heute Abend nicht reichen, um mich halbwegs menschlich aussehen zu lassen. Während ich die Wunde auf meiner Wange gerade hinter einer Schicht Concealer verschwinden ließ, fiel mir auf, dass meine Wimperntusche fehlte.

Vergebens durchwühlte ich meine Handtasche. Wo hatte ich sie das letzte Mal gesehen? Natürlich: Sie war in der anderen Handtasche und mit ihr geklaut worden. Eigentlich trage ich nicht oft Mascara, aber Smokey Eyes ohne lange schwarze Wimpern sehen irgendwie seltsam aus – als hätte ich mit-tendrin aufgegeben. Kurz hatte ich die unsinnige Idee, mit Flüssig-Eyeliner zu improvisieren, verwarf sie aber gleich wieder. In meiner Verzweiflung kippte ich die gesamte Tasche auf dem Bett aus. Vielleicht hatte ich die Wimperntusche ja bloß übersehen oder es steckte noch ein zweites Fläschchen in irgendeiner Seitentasche. Ingeheim wusste ich jedoch, dass ich nichts finden würde. Gerade als ich anfang, alles wieder einzupacken, hörte ich aus der Nachbarkabine ein Geräusch – das Rauschen der Klospülung, das selbst über das dumpfe Brummen des Motors zu vernehmen war.

Ich schnappte mir meine Schlüsselkarte und trat barfuß hinaus in den Flur.

An der Eschenholztür rechts hing ein Schild mit der Aufschrift »10: PALMGREN«. Offenbar waren ihnen zum Ende hin die berühmten skandinavischen Wissenschaftler ausgegangen. Zögernd klopfte ich an.

Keine Antwort. Ich wartete ab. Vielleicht stand mein Nachbar oder meine Nachbarin unter der Dusche.

Ich klopfte erneut, drei deutliche Schläge, gefolgt von einem letzten, sehr lauten Nachzügler.

Im nächsten Moment wurde die Tür aufgerissen, als hätte die Bewohnerin schon die ganze Zeit dahinter gestanden.

»Was ist?«, fragte sie, noch bevor die Tür ganz offen war.  
»Alles in Ordnung?« Dann veränderte sich ihr Ausdruck.  
»Verdammt. Wer sind Sie denn?«

»Ihre Nachbarin«, antwortete ich. Sie war jung und hübsch und trug ein verwaschenes Pink-Floyd-T-Shirt mit Löchern drin, was sie mir auf Anhieb sympathisch machte. »Laura Blacklock. Lo. Sorry, das ist vielleicht eine komische Frage, aber könnte ich mir kurz Ihre Wimperntusche leihen?«

Da ich auf dem Frisiertisch hinter ihr diverse Tuben und Cremedöschen verstreut sah und sie selbst ordentlich Augen-Make-up aufgetragen hatte, schätzte ich meine Chancen gut ein.

»Ach so.« Sie schien etwas verwirrt. »Klar. Einen Moment.«

Sie verschwand und schloss die Tür hinter sich. Kurz darauf kehrte sie mit einem Fläschchen *Maybelline*-Mascara zurück, das sie mir in die Hand drückte.

»Super, danke«, sagte ich. »Ich bring sie Ihnen gleich wieder zurück.«

»Behalten Sie sie ruhig«, widersprach sie. Ich wollte protestieren, aber sie winkte ab. »Echt, ich will sie nicht zurück.«

»Ich wasche die Bürste auch aus«, bot ich an, doch sie schüttelte nur ungeduldig den Kopf.

»Ich sagte doch, ich will sie nicht zurück.«

»Okay«, sagte ich etwas perplex. »Danke.«

»Keine Ursache.« Sie knallte mir die Tür vor der Nase zu.

Zurück in der Kabine ließ ich mir die merkwürdige Begegnung noch einmal durch den Kopf gehen. Ich fühlte mich hier ja schon fremd, aber sie wirkte vollkommen fehl am Platz. War sie jemandes Tochter? Vielleicht würde ich sie beim Dinner gar nicht sehen.

Gerade als ich die geliehene Wimperntusche aufgetragen hatte, klopfte es an der Tür. Womöglich hatte sie es sich anders überlegt.

»Hey«, sagte ich, als ich aufmachte, und hielt ihr die Wim-

perntusche hin. Doch vor mir stand eine andere Frau, eine in Stewardess-Uniform. Ihre viel zu stark gezupften Augenbrauen verliehen ihr einen Ausdruck permanenter Verwunderung.

»Hallo«, grüßte sie in skandinavisch anmutendem Gesang. »Mein Name ist Karla, und ich bin gemeinsam mit Josef Ihrer Kabine zugeteilt. Ich schaue nur vorbei, um Sie an die Präsentation um ...«

»Ich weiß schon«, erwiderte ich brüsker als beabsichtigt. »Um sieben in der Pippi-Langstrumpf-Lounge oder wie sie heißt.«

»Ach, ich sehe, Sie kennen sich mit unseren Schriftstellern aus!« Sie strahlte.

»Mit den Wissenschaftlern nicht so sehr«, gestand ich. »Ich komme gleich hoch.«

»Großartig. Lord Bullmer freut sich schon darauf, Sie alle an Bord zu begrüßen.«

Als sie weg war, durchwühlte ich meine Tasche nach der zum Kleid gehörenden Stola – einem grauen Seidenschal, in dem ich glatt als verschollene Brontë-Schwester durchgehen konnte – und legte sie mir um die Schultern.

Ich verschloss die Tür hinter mir, schob die Schlüsselkarte in meinen BH und machte mich auf den Weg zur Lindgren-Lounge.

Weiß. *Weiß*. Alles war weiß. Der fahle Holzboden. Die Samtsofas. Die langen Seidenvorhänge. Die makellosen Wände. Für einen öffentlichen Raum sagenhaft unpraktisch – wohl mit Absicht, wie ich vermutete.

Von der Decke hing ein weiterer Swarovski-Kronleuchter, bei dessen Anblick mir ein wenig schwummerig wurde, weswegen ich kurz auf der Türschwelle innehalten musste. Es lag nicht nur an der Art, wie die funkelnden Kristalle das Licht brachen, sondern hatte auch etwas mit der Größe zu tun. Der Raum wirkte wie eine exakte Nachbildung des Empfangssaals eines Fünf-Sterne-Hotels oder der *Queen Elizabeth 2*, aber er war *klein*. Die kaum mehr als zwölf oder fünfzehn Leute darin füllten den Raum fast aus, und der Kronleuchter war im passenden Maßstab verkleinert. Ich fühlte mich, als blickte ich durch die Tür in ein Puppenhaus voller Miniaturen, bei dem man auf den zweiten Blick feststellt, dass die Details nicht ganz stimmen: Die Kissen sind für die winzigen Stühle ein wenig zu groß und zu steif und die Weingläser genauso groß wie die Mini-Champagnerflaschen.

Ich ließ den Blick durch den Raum schweifen, auf der Suche nach der Frau im Pink-Floyd-T-Shirt, als aus dem Flur eine tiefe, belustigte Stimme ertönte.

»Das blendet ganz schön, was?«

Als ich mich umdrehte, stand dort der mysteriöse Mr Lederer.

»Ach was, kaum«, erwiderte ich.

Er streckte mir die Hand entgegen. »Cole Lederer.«

Der Name kam mir vage bekannt vor, aber ich konnte nicht genau sagen, woher.

»Laura Blacklock.« Wir gaben einander die Hand und traten ein. Selbst auf der Gangway in Jeans und T-Shirt war er bereits eine wahre »Augenweide« gewesen, um es mit Lissies Worten zu sagen. Jetzt im Abendanzug schien er ihre Faustregel zu bestätigen, nach der ein Smoking die Attraktivität eines Mannes noch mal um ein Drittel erhöhte.

»Also«, sagte er und nahm ein Glas vom Tablett einer weiteren lächelnden skandinavischen Stewardess, »was führt Sie auf die *Aurora*, Miss Blacklock?«

»Ach, sagen Sie ruhig Lo. Ich bin Journalistin bei ›Velocity‹.«

»Freut mich sehr, Sie kennenzulernen, Lo. Etwas zu trinken?«

Er nahm eine weitere Champagnerflöte, die er mir lächelnd hinhielt. Ich musste an all die Minifläschchen denken, die ich bereits in meiner Kabine geleert hatte, und zögerte einen Moment, weil es noch so früh am Abend war. Andererseits wollte ich aber auch nicht unhöflich sein. Zwar war mein Magen sehr, sehr leer und die Wirkung des Gins noch nicht verebbt, doch ein Gläschen konnte sicher nicht schaden.

»Danke.«

Er gab mir das Glas, wobei seine Finger meine sicher nicht ganz unbeabsichtigt streiften, und ich nahm einen großen Schluck, in der Hoffnung, dass sich dadurch meine Nervosität ein wenig legen würde. »Und Sie? In welcher Funktion sind Sie hier?«

»Ich bin Fotograf«, antwortete er, und im selben Moment fiel mir ein, wo ich den Namen schon mal gehört hatte.

»Cole Lederer!«, rief ich aus. Ich wollte mich am liebsten in den Hintern beißen. Rowan hätte sich schon auf der Gangway auf ihn gestürzt. »Aber natürlich – Sie haben für den ›Guardian‹ diese tolle Aufnahme von den schmelzenden Polkappen gemacht.«



»Genau.« Er grinste in unverhohlener Selbstzufriedenheit, hocheifrig darüber, dass ich ihn erkannt hatte. Dabei hätte ich eigentlich erwartet, dass sich der Reiz des Ruhms inzwischen abgenutzt hätte – schließlich hatte er fast den Rang eines David Bailey. »Ich wurde eingeladen, diesen Trip zu begleiten. Sie wissen schon, um stimmungsvolle Fjordfotos zu machen und so.«

»Das ist normalerweise nicht so Ihr Ding, oder?«, fragte ich skeptisch.

»Nein«, bestätigte er. »Inzwischen konzentriere ich mich vor allem auf bedrohte Arten und gefährdete Lebensräume, und bei diesem Haufen hier hat es nicht den Anschein, als stünden sie kurz vor dem Aussterben. Sie wirken alle äußerst wohlgenährt.«

Wir beide blickten uns im Raum um. Zumindest, was die Männer anging, musste ich ihm recht geben. In der Ecke stand ein Grüppchen, von denen einige aussahen, als könnten sie im Falle eines Schiffbruchs mehrere Wochen überleben, indem sie einfach nur von ihren Fettreserven zehrten. Anders die Frauen. Sie alle hatten das gleiche schlanke, jugendliche Äußere, das von Bikram-Yoga und makrobiotischer Ernährung zeugte. Dass sie nach der Katastrophe lange durchhalten würden, war nicht zu erwarten – es sei denn, sie äßen einen der Männer.

Ein paar Gesichter kannte ich von anderen Pressepartys. Da war Tina West, Herausgeberin der Zeitschrift ›The New Verne‹ (Motto: »80 Tage sind erst der Anfang«), die so dürr war wie ein Windhund und deren Schmuck vermutlich mehr wog als sie selbst. Außerdem entdeckte ich den Reisejournalisten Alexander Belhomme, der für ein paar Fahren- und Bordmagazine Reportagen und Gastrokritiken schrieb und so aalglatt und rund war wie ein Walross; sowie Archer Fenlan, der als Experte für »Extremreisen« galt.

Archer, der um die vierzig war, aber mit seinem verwitterten, sonnengebräunten Gesicht älter aussah, war deutlich anzumer-

ken, wie unwohl er sich in Krawatte und Smoking fühlte. Ich wunderte mich, dass er hier war, denn normalerweise sah man ihn eher auf dem Amazonas paddeln und Maden verspeisen – aber vielleicht gönnte er sich mal eine Auszeit.

Die junge Frau aus der Nachbarkabine konnte ich nirgendwo entdecken.

»Buh!«, hörte ich von hinten.

Ich fuhr herum.

Ben Howard. Was zum Teufel machte der denn hier? Den üppigen Hipsterbart, durch den er mich angrinste, hatte er bei unserer letzten Begegnung noch nicht gehabt.

»Ben.« Ich versuchte, mir meinen Schreck nicht anmerken zu lassen. »Wie geht's dir? Kennst du schon Cole Lederer? Ben war früher auch bei ›Velocity‹. Jetzt schreibt er für ... was ist es im Moment? Der ›Indie‹? Oder die ›Times‹?«

»Cole und ich kennen uns schon«, antwortete Ben. »Wir haben zusammen an dieser Greenpeace-Geschichte gearbeitet. Wie läuft's, Mann?«

»Alles bestens«, erwiderte Cole. Sie begrüßten sich mit jener Halbarmumarmung, die typisch für Männer ist, die für einen Handschlag zu metrosexuell und für einen Fistbump nicht hip genug sind.

»Siehst gut aus, Blacklock«, sagte Ben zu mir und musterte mich genüsslich von oben bis unten. Am liebsten hätte ich ihm in die Weichteile getreten, doch mein verdammtes Kleid war zu eng dafür. »Wobei, äh ... hast du dich mal wieder im Kickboxen versucht?«

Im ersten Moment war mir nicht klar, worauf er hinauswollte, aber dann fiel mir die Wunde auf meiner Wange wieder ein. Offenbar hatte ich meine Schminkkünste überschätzt.

Die Erinnerung an die zuknallende Tür und den Mann, der sie mir ins Gesicht gerammt hatte – er hatte ungefähr Bens Größe und die gleichen dunkel glänzenden Augen gehabt –, trat mir plötzlich so lebhaft vor Augen, dass mein Herz zu

rasen begann und mein Brustkorb sich zusammenzog. Eine ganze Weile konnte ich nicht antworten, sondern starrte ihn bloß mit unverhohlenen frostigem Ausdruck an.

»Schon gut, schon gut«, beschwichtigte er. »Geht mich nichts an, ich weiß. Mann, der Kragen ist ganz schön eng.« Er zerrte an seiner Fliege. »Wie bist du denn an diesen Trip gekommen? Haben sie dich befördert?«

»Rowan ist krank«, antwortete ich knapp.

»Cole!«, durchbrach eine Stimme das folgende Schweigen, und wir alle drehten uns um. Tina stolzierte über das blütenweiße Eichenholzparkett auf uns zu, wobei ihr silbernes Kleid wie die abgestreifte Haut einer Schlange raschelte. Während sie Lederer zur Begrüßung auf beide Wangen küsste, würdigte sie Ben und mich keines Blickes. »Schätzchen, wir haben uns schon *viel* zu lange nicht gesehen«, gurrte sie. »Wann lieferst du uns endlich die versprochenen Aufnahmen für ›Verne?‹«

»Hi, Tina«, erwiderte Cole. Er klang eine Spur genervt.

»Ich möchte dir Richard und Lars vorstellen«, säuselte sie, bevor sie sich bei ihm unterhakte und ihn zu dem Männergrüppchen in der Ecke führte. Er ließ es geschehen, doch im Gehen warf er uns über die Schulter ein kleines, bedauerndes Lächeln zu. Ben sah ihm nach und wandte sich dann wieder mir zu, wobei er wie auf Knopfdruck eine Augenbraue hochzog. Das Timing war so perfekt, dass ich unwillkürlich losprustete.

»Ich glaube, wir wissen schon, wer Ballkönigin wird«, bemerkte er trocken, und ich nickte. »Aber erzähl mal, wie geht es dir denn?«, fuhr er fort. »Bist du noch mit dem Yankee zusammen?«

Was sollte ich antworten? Dass ich es nicht wusste? Dass es gut möglich war, dass ich es endgültig kaputt gemacht hatte?

»Bin nach wie vor nicht zu haben«, antwortete ich schließlich verdrossen.

»Schade. Aber du weißt ja, was im Fjord passiert, bleibt im Fjord ...«

»Schluss damit, Ben«, blaffte ich ihn an.

Er hob beschwichtigend die Hände. »Man wird ja wohl noch fragen dürfen.«

Du nicht, dachte ich bei mir, sagte aber nichts. Ich nahm ein weiteres Glas Sekt vom Tablett einer vorbeikommenden Kellnerin, während ich mich im Raum nach einem geeigneten Aufhänger für einen Themenwechsel umsah.

»Wer sind denn die anderen?«, erkundigte ich mich. »Dich, Cole, Tina und Archer kenne ich. Ach, und Alexander Belhomme. Was ist mit denen da drüben?« Ich deutete mit dem Kopf auf das Grüppchen, zu dem Tina sich gesellt hatte. Es bestand aus drei Männern und zwei Frauen, von denen eine etwa in meinem Alter, aber um gut fünfzigtausend Pfund teurer gekleidet war, und die andere ... nun, die andere war eine kleine Überraschung.

»Das sind Lord Bullmer und seine Spezis. Er ist der Schiffs-eigner und ... sozusagen die Galionsfigur der Firma.«

Ich betrachtete die Gruppe und versuchte, Lord Bullmer von dem Wikipedia-Schnappschuss wiederzuerkennen. Erst konnte ich ihn nicht ausmachen, doch dann brach einer der Männer in lautes Gelächter aus und warf den Kopf zurück und ich wusste, dass er es war. Ein hochgewachsener, drahtiger Mann im makellos sitzenden, garantiert maßgeschneiderten Anzug. Seine stark gebräunte Haut ließ vermuten, dass er sich viel im Freien aufhielt. Er hatte strahlend blaue Augen, die sich beim Lachen zu Schlitzeln verengten, und dezent ergraute Schläfen, wie man sie manchmal bei Menschen mit derart tief-schwarzem Haar sieht, ohne dass das etwas mit deren Alter zu tun hätte.

»Er ist so jung. Irgendwie komisch, dass jemand in unserem Alter ein Lord ist und im Oberhaus sitzt, oder?«

»Das Geld kommt allerdings hauptsächlich von seiner Frau.

Sie ist eine Lyngstad, du weißt schon, die Autofabrikanten. Sagt dir das was?«

Ich nickte. Mein Wissen über die Geschäftswelt mochte zwar lückenhaft und die Familie sehr auf ihre Privatsphäre bedacht sein, aber selbst ich hatte schon von der Lyngstad-Stiftung gehört. Wann immer man Bilder aus internationalen Krisengebieten sah, prangte ihr Logo auf den LKWs und Hilfspaketen. Plötzlich hatte ich deutlich ein Bild – vielleicht war es sogar eines von Cole – vor Augen, das im vergangenen Jahr in allen Zeitungen abgebildet gewesen war: Die syrische Mutter, die einen Lyngstad-LKW anzuhalten versuchte, indem sie ihr Baby wie einen Talisman in die Höhe hielt.

»Ist sie das?« Ich deutete mit dem Kopf auf die gerten-schlanke, platinblonde Frau, die mit dem Rücken zu mir stand und gerade über etwas lachte, was einer der Männer gesagt hatte. Neben ihrem atemberaubend schlichten hellrosa Seidenkleid kam ich mir vor, als hätte ich meinen Aufzug aus der Verkleidungskiste meiner Kindheit zusammengeklaut. Ben schüttelte den Kopf.

»Nein, das ist Chloe Jensen. Ex-Model, verheiratet mit dem blonden Typen, Lars Jensen. Er ist ein hohes Tier im Finanzwesen und Chef einer großen schwedischen Investmentgesellschaft. Neben ihm steht Bullmers Frau, die mit dem Kopftuch.«

*Oh ...* Sie war eine Überraschung. Im Gegensatz zu den anderen in der Gruppe sah die Frau mit Kopftuch ... irgendwie krank aus. Sie war in einen weiten grauen Seidenkimono gehüllt, der zu ihren Augen passte und vom Stil her irgendwie zwischen Morgenmantel und Abendkleid anzusiedeln war. Um den Kopf hatte sie ein Seidentuch gebunden, und die wächserne Blässe ihrer Haut stand in krassem Kontrast zu den Umstehenden, die im Vergleich zu ihr geradezu schamlos gesund aussahen.

Als mir bewusst wurde, dass ich sie anstarrte, wandte ich den Blick ab.

»Sie ist krank«, sagte Ben überflüssigerweise. »Brustkrebs. Ich glaube, es ist ziemlich ernst.«

»Wie alt ist sie?«

»Knapp dreißig, glaube ich. Jünger als er jedenfalls.«

Während Ben sein Glas leerte und sich nach einem Kellner umsah, wanderte mein Blick wie von selbst zurück zu ihr. Nie und nimmer hätte ich die Frau von dem Foto im Internet erkannt. Möglicherweise lag es an der aschgrauen Haut oder dem weiten Seidenumhang; jedenfalls schien sie um Jahre gealtert und sah ohne die prachtvolle goldene Mähne wie eine andere aus.

Wieso war sie hier und nicht daheim auf dem Sofa? Andererseits, warum sollte sie nicht hier sein? Vielleicht hatte sie nicht mehr lange zu leben. Vielleicht wollte sie das Beste aus der verbleibenden Zeit machen. Und vielleicht – nur so ein Gedanke –, ganz vielleicht wünschte sie sich, die Frau da drüben im grauen Kleid würde endlich aufhören, sie mitleidig anzustarren, und sie in Ruhe lassen.

Ich schaute weg und suchte nach einer weniger bedauernswerten Person, über die ich Mutmaßungen anstellen konnte. Es blieb nur einer übrig, den ich noch nicht zuordnen konnte, und zwar ein großer, älterer Herr mit sauber gestutztem, ergrauendem Bart und einer Leibesfülle, die nur das Ergebnis vieler ausgedehnter Mahlzeiten sein konnte.

»Und wer ist der Donald-Sutherland-Doppelgänger?«, fragte ich Ben. Er drehte sich zu mir.

»Wer? Ach so, das ist Owen White. Britischer Investor. Eine Art Richard Branson, in nicht ganz so großem Stil.«

»Gott, Ben. Woher weißt du das alles? Bist du neuerdings High-Society-Experte oder was?«

»Äh, nein.« Ben sah mich leicht ungläubig an. »Ich habe beim Pressebüro angerufen, nach einer Gästeliste gefragt und dann die Leute gegoogelt. Dafür muss man kein Sherlock Holmes sein.«

Verdammt. Wieso hatte ich das nicht gemacht? Jede vernünftige Reporterin hätte das Gleiche getan – und mir war es nicht mal in den Sinn gekommen. Andererseits hatte Ben die letzten Tage auch nicht in einem Nebel aus Schlafentzug und posttraumatischem Stress verbracht.

»Wie wär's mit ...«

Bevor Ben seinen Satz beenden konnte, ertönte das Klirren von Metall auf Glas, und Lord Bullmer begab sich in die Mitte des Raums. Camilla Lidman ließ Champagnerflöte und Tee-  
löffel sinken und schien erst selbst vortreten und ihn vorstellen zu wollen, aber als er abwinkte, zog sie sich mit einem dezenten Lächeln zurück und fügte sich nahtlos in die Kulisse ein.

Im Raum breitete sich eine ehrfürchtige und erwartungs-  
volle Stille aus, und Lord Bullmer begann zu sprechen.

»Zunächst einmal möchte ich mich bei allen bedanken, die uns auf der Jungfernfahrt der *Aurora* begleiten werden«, fing er an. Er hatte eine warme Stimme und jenen seltsam klas-  
senlosen Tonfall, den ehemalige Privatschüler sich zu eigen machten, und das Blau seiner Augen übte eine derart mag-  
netische Anziehung aus, dass man kaum wegschauen konnte. »Mein Name ist Richard Bullmer, und meine Frau Anne und ich freuen uns, Sie an Bord der *Aurora* willkommen heißen zu dürfen. Es war uns ein Anliegen, dass Sie sich auf diesem Schiff wie zu Hause fühlen.«

»Wie zu Hause?«, raunte Ben. »Vielleicht hat sein Zuhause ja einen Balkon mit Meerblick und eine kostenlose Minibar. Meins ganz sicher nicht.«

»Wir sind der Ansicht, dass Reisen keinesfalls Verzicht be-  
deuten muss«, fuhr Bullmer fort. »Auf der *Aurora* soll sich daher alles ganz nach Ihren Wünschen richten, und sollten Sie doch mal etwas nicht zu Ihrer Zufriedenheit finden, lassen Sie es meine Mitarbeiter und mich bitte wissen.« Er hielt inne und zwinkerte Camilla zu, die all diese Beschwerden wohl als Erste abkriegen würde.

»Diejenigen unter Ihnen, die mich kennen, wissen von meiner Liebe zu Skandinavien – zur Warmherzigkeit seiner Bewohner ...«, er lächelte Lars und Anne zu, »... der vorzüglichen Küche«, mit einem Kopfnicken deutete er auf die Dill- und Garnelenkanapees, die auf Tablett an uns vorbeizogen, »... und der atemberaubenden Schönheit der Natur, von den dichten Wäldern Finnlands über die verstreuten Inseln Schwedens hin zu den majestätischen Fjorden Norwegens, der Heimat meiner Frau. Was jedoch für mich die Schönheit Skandinaviens wirklich ausmacht, ist – und das klingt jetzt vielleicht paradox – gar nicht die Landschaft, sondern der Himmel: seine immense Weite und diese außergewöhnlich klare Luft. Und an ebendiesem Himmel vollzieht sich Jahr für Jahr ein Schauspiel, das für viele die Krönung des skandinavischen Winters darstellt – die *Aurora Borealis*, das Nordlicht. Mutter Natur gibt bekanntlich keine Garantien, aber ich hoffe sehr, dass ich dieses spektakuläre, majestätische Ereignis auf dieser Reise mit Ihnen teilen kann. Die *Aurora Borealis* ist zweifelsohne etwas, das jeder Mensch vor seinem Tod gesehen haben sollte. Und nun, meine Damen und Herren, heben Sie bitte die Gläser. Auf die Jungfernfahrt der *Aurora Borealis* – möge die Schönheit ihrer Namenspatin nie vergehen!«

»Auf die *Aurora Borealis*«, riefen wir gehorsam im Chor, bevor wir unsere Gläser leerten. Ich spürte, wie der Alkohol durch meine Adern strömte und allem, auch dem Schmerz in meiner Wange, die Schärfe nahm.

»Na los, Blacklock.« Ben stellte sein Glas ab. »Machen wir uns an die Arbeit und schleimen uns ein.«

Irgendetwas in mir sträubte sich dagegen, mit ihm zusammen auf die anderen zuzugehen. Angesichts unserer Vergangenheit hatte ich wirklich keine Lust darauf, dass die anderen uns für ein Paar hielten, aber ich wollte auch nicht, dass Ben ohne mich mit dem Kontakteknüpfen begann. Wir hatten uns gerade in Bewegung gesetzt, als ich sah, wie Anne Bullmer ih-



ren Mann am Arm berührte und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Darauf nickte er, und nachdem sie ihre Stola geordnet hatte, gingen sie auf die Tür zu, wobei Richard Anne am Arm stützte. Als wir einander auf halbem Wege begegneten, schenkte sie uns ein reizendes Lächeln, bei dem ihr feines, aber von ihrer Krankheit gezeichnetes Gesicht in einer Weise erstrahlte, die ihre frühere Schönheit erahnen ließ. Mir fiel auf, dass sie keine Augenbrauen hatte. Dadurch, und wegen der vorstehenden Wangenknochen, erinnerte ihr Kopf an einen Totenschädel.

»Sie entschuldigen mich sicher«, bat sie in reinstem BBC-Englisch, in dem ich nicht die Spur eines Akzentes ausmachen konnte. »Ich bin sehr müde – ich fürchte, ich werde das Abendessen heute leider auslassen müssen. Aber ich freue mich darauf, Sie morgen kennenzulernen.«

»Natürlich«, antwortete ich verlegen und versuchte zu lächeln. »Ich ... ich freue mich auch.«

»Ich begleite meine Frau nur eben auf die Kabine«, sagte Richard Bullmer. »Ich werde vor dem Abendessen zurück sein.«

Ich sah ihnen nach, wie sie langsam den Raum verließen, und bemerkte zu Ben: »Ihr Englisch ist fantastisch. Man würde niemals ahnen, dass sie Norwegerin ist.«

»Ich glaube nicht, dass sie als Kind lange dort gelebt hat. Meines Wissens war sie die meiste Zeit auf Internaten in der Schweiz. Okay, Blacklock, gib mir Deckung, ich leg jetzt los.«

Er schritt davon, griff sich auf dem Weg einige Kanapees und fügte sich mit der dem Vollblutjournalisten eigenen Selbstverständlichkeit in das kleine Grüppchen ein.

»Belhomme«, grüßte er mit der aufgesetzten Kameraderie eines ehemaligen Eton-Schülers, die mit seinem tatsächlichen Hintergrund herzlich wenig zu tun hatte. In Wahrheit war er in einer Sozialwohnung in Essex aufgewachsen. »Schön, Sie wiederzusehen. Und Sie müssen Lars Jenssen sein. Ich habe Ihr Porträt in der ›Financial Times‹ gelesen. Ich bewundere Ihre Initiativen im Umweltbereich – es ist oft nicht leicht,

Prinzipien und Geschäft zusammenzubringen, aber bei Ihnen wirkt es wie ein Kinderspiel.«

Was für ein Profinetzwerker. *Würg.* Kein Wunder, dass er nun bei der ›Times‹ war und richtigen, investigativen Journalismus betrieb, während ich bei ›Velocity‹ in Rowans Schatten gefangen war. Ich sollte mich dazustellen. Ich sollte sie wie Ben umgarnen und in ein Gespräch verwickeln. Das hier war meine große Chance, dessen war ich mir bewusst. Warum stand ich dann bloß da und umklammerte mit eisigen Fingern mein Glas, unfähig, mich zu bewegen?

Als die Bedienung mit einer Champagnerflasche vorbeikam, ließ ich sie wider besseres Wissen mein Glas nachfüllen.

»Einen Penny?«, sprach mir plötzlich eine tiefe Stimme ins Ohr, und als ich herumfuhr, stand da Cole Lederer.

»Wie bitte?«, stotterte ich. Meine Handflächen waren schweißnass. Ich musste mich endlich zusammenreißen.

Er grinste, und ich verstand.

»Ach so, für meine Gedanken«, sagte ich, wütend auf mich selbst und auf ihn, weil er mich so überrumpelt hatte.

»Sorry«, erwiderte er lächelnd. »Blöder Spruch. Ich weiß auch nicht, was mich da gerade geritten hat. Sie sahen einfach so nachdenklich aus, wie Sie so auf Ihrer Lippe herumgebissen haben.«

Ich hatte mir auf die Lippe gebissen? Warum wickelte ich mir nicht gleich noch eine Haarsträhne um den Finger und klimperte mit den Wimpern?

Ich versuchte, mich zu erinnern, worüber ich gerade nachgedacht hatte, aber abgesehen von Ben und dem Netzwerk-talent, das er besaß und ich nicht, fiel mir nichts ein. Mir kam nur der Dreckskerl wieder in den Sinn, der bei mir eingebrochen war, und den würde ich unter keinen Umständen erwähnen. Cole Lederer sollte mich schließlich nicht bemitleiden, sondern als Journalistin respektieren.

»Oh ... äh ... Politik«, brachte ich schließlich hervor. Der

Champagner und die Müdigkeit machten sich langsam bemerkbar. Mein Gehirn funktionierte nicht mehr richtig, und mein Kopf fing an wehzutun. Ich war ziemlich angetrunken, aber nicht auf gute Weise.

Cole sah mich fragend an.

»Und worüber haben *Sie* so nachgedacht?«, konterte ich säuerlich. Es hatte schließlich einen Grund, dass man seine Gedanken üblicherweise für sich behielt – die meisten davon waren einfach nicht öffentlichkeitsstauglich.

»Während ich dabei war, Ihre Lippen zu betrachten, meinen Sie?«

Ich widerstand dem Drang, die Augen zu verdrehen, und versuchte stattdessen, mir ein Beispiel an Rowan zu nehmen, die nötigenfalls schamlos mit ihm geflirtet hätte, um an seine Visitenkarte zu kommen.

»Wenn Sie es genau wissen wollen«, fuhr er fort und stützte sich an der Wand ab, als eine Welle das Schiff traf und die Eiswürfel in den Champagnerkübeln zum Klirren brachte, »habe ich an meine zukünftige Exfrau gedacht.«

»Oh. Das tut mir leid«, sagte ich. Ich sah, dass er genauso betrunken war, es nur besser verbarg.

»Sie vögelt mit meinem Freund. Der Trauzeuge bei unserer Hochzeit war! Ich habe überlegt, dass ich mich gern mal revanchieren würde.«

»Indem Sie Ihre Trauzeugin vögeln?«

»Oder einfach ... jemand anders.«

Hoppla. Was auch immer man von diesem Vorschlag halten mochte – er war zumindest direkt. Cole grinste, wodurch das Ganze fast schon charmant wirkte und nicht bloß wie ein plumper Aufreißversuch. So, als hätte er eben einfach mal sein Glück versucht.

»Na, da werden Sie sicher fündig«, erwiderte ich leichthin.  
»Tina steht bestimmt gerne zur Verfügung.«

Als Cole losprustete, spürte ich plötzlich Gewissensbisse,

denn ich stellte mir vor, wie ich es fände, wenn Ben und Tina ähnliche Witze über mich machen würden, weil ich mich für meine Karriere an Cole heranmachte. Tina hatte also ihren Charme spielen lassen – wie skandalös. Es gab wahrlich schlimmere Verbrechen.

»Tut mir leid«, sagte ich und hätte es am liebsten zurückgenommen. »Das war nicht gerade nett von mir.«

»Aber zutreffend«, gab Cole trocken zurück. »Für eine gute Geschichte würde Tina ihre eigene Großmutter an den Teufel verhöckern.« Er nahm einen Schluck und grinste. »Meine einzige Sorge ist, dass ich das Ganze vermutlich nicht lebend überstehen würde.«

»Meine Damen und Herren«, unterbrach ein Steward unsere Gespräche. »Wenn Sie sich nun bitte in den Jansson-Saal begeben würden, wo in Kürze das Dinner serviert wird.«

Während wir uns nach und nach aufmachten, spürte ich jemandes Blick im Nacken und drehte mich um. Hinter mir stand Tina, die mich durchdringend musterte.

Es dauerte überraschend lang, bis die Stewards uns alle in den kleinen Speisesaal nebenan gelotst hatten. Ich hatte etwas Praktisches erwartet, wie ich es von den Fähren kannte, wo die Tische in Reihen standen und man das Essen von einer langen Büffettheke holte. In Wahrheit sah es hier natürlich ganz anders aus – wir hätten genauso gut bei Freunden zu Hause sein können, sofern ich denn Freunde gehabt hätte, deren Heim mit Kristallgläsern und Vorhängen aus Rohseide ausgestattet war.

Als endlich alle saßen, hatte sich mein Kopfweh zu einem schmerzhaften Pochen ausgewachsen, und ich brauchte dringend etwas zu essen – oder noch besser Kaffee, aber darauf würde ich sicher bis zum Dessert warten müssen. Es kam mir vor wie eine Ewigkeit.

Wir wurden auf zwei Tische mit je sechs Plätzen verteilt, doch an jedem blieb ein Platz leer. Gehörte einer davon der jungen Frau aus Kabine 10? Still zählte ich die Runde durch.

Am ersten Tisch saßen Richard Bullmer, Tina West, Alexander Belhomme, Owen White und Ben Howard. Der leere Stuhl war gegenüber von Bullmer.

Am zweiten Tisch saßen ich, Lars und Chloe Jenssen, Archer Fenlan und Cole, neben dem sich ein leerer Platz befand.

»Das können Sie wieder abräumen«, teilte Cole der Kellnerin mit, die gerade mit einer Weinflasche kam. Er deutete auf den gedeckten Platz neben ihm. »Meine Frau konnte leider nicht mit auf die Reise kommen.«

»Ich bitte um Verzeihung, Sir.« Sie machte eine kleine Ver-

beugung und wies ihre Kollegin an, das Gedeck abzuräumen. Damit war das also geklärt. blieb noch der ungenutzte Platz am Nachbartisch.

»Chablis?«, fragte die Bedienung.

»Ja, bitte.« Während Cole ihr sein Glas hinhielt, beugte sich Chloe Jenssen über den Tisch und streckte mir die Hand entgegen.

»Ich glaube, wir wurden einander noch nicht vorgestellt.« Für ihre zierliche Statur hatte sie eine unerwartet tiefe, rauchige Stimme, aus der man einen leichten Essex-Akzent heraushörte. »Ich bin Chloe – Chloe Jenssen, wobei ich im Arbeitsleben Wylde heiße.«

Natürlich. Jetzt erkannte ich sie auch, die markanten Wangenknochen, für die sie berühmt war, die slawische Augenform, das platinblonde Haar. Selbst ohne dramatisches Make-up und Bühnenscheinwerfer sah sie so außergewöhnlich aus, als hätte man sie in einem kleinen isländischen Fischerdorf oder einer sibirischen Datscha aufgelesen. Die Geschichte ihrer Entdeckung durch einen Modelscout in einem Vorstadtsupermarkt wirkte dadurch nur noch unglaubwürdiger.

»Freut mich«, sagte ich und nahm ihre Hand. Sie hatte kalte Finger und einen fast schmerzhaft festen Griff, der durch die klobigen Ringe, die sich mir in die Hand drückten, verstärkt wurde. Da sie von Nahem sogar noch umwerfender war und die schlichte Eleganz ihres Kleides mein eigenes so offensichtlich in den Schatten stellte, kam es mir vor, als stammten wir von unterschiedlichen Planeten. Ich widerstand dem Drang, meinen Ausschnitt zu richten. »Ich bin Lo Blacklock.«

»Lo Blacklock!« Sie gluckste. »Gefällt mir. Klingt nach einem Filmstar aus den Fünfzigern, mit Wespentaille und bis unters Kinn geschnürtem Busen.«

»Schön wär's.« Trotz der inzwischen quälenden Kopfschmerzen brachte ich ein Schmunzeln zustande. Ihre Heiterkeit hatte etwas Ansteckendes. »Und das ist Ihr Mann?«

»Das ist Lars, genau.« Sie sah zu ihm hinüber und wollte ihn mir vorstellen, aber er war mit Cole und Archer ins Gespräch vertieft und reagierte nicht. Schließlich verdrehte sie die Augen und wandte sich wieder mir zu.

»Kommt da drüben noch jemand dazu?«, fragte ich und deutete mit einer Kopfbewegung auf den leeren Platz am Nachbartisch.

Chloe schüttelte den Kopf. »Ich glaube, das war für Anne – Richards Frau. Es geht ihr nicht gut. Sie wollte wohl lieber auf ihrem Zimmer essen.«

»Ach so, klar.« Darauf hätte ich auch selbst kommen können. »Kennen Sie sie gut?«

Chloe schüttelte erneut den Kopf. »Nein. Richard kenne ich durch Lars ganz gut, aber Anne verlässt Norwegen nicht so oft.« Mit gesenkter Stimme fuhr sie fort: »Sie soll eigentlich eher eine Eigenbrötlerin sein, weshalb ich überrascht war, sie hier an Bord zu sehen – aber vermutlich macht so eine Krebserkrankung einen ...«

Weiter kam sie nicht, da nun fünf dunkle, quadratische Teller gebracht wurden, auf denen sich verstreut kleine Würfel in Regenbogenfarben befanden sowie einzelne Schaumklümpchen, die auf etwas lagen, das wie frisch gemähtes Gras aussah. Mir wurde klar, dass ich keinen Schimmer hatte, was ich gleich zu mir nehmen würde.

»Schwertmuschel in Roter Beete mariniert«, verkündete ein Steward, »mit einem Schaum von Büffelgras-Wodka auf einem Nest von luftgetrocknetem Meeresspargel.«

Nachdem die Kellner sich zurückgezogen hatten, piekte Archer mit seiner Gabel in den Quader mit dem grellsten Neonton.

»Schwertmuschel?«, fragte er skeptisch. Irgendwie klang sein Yorkshire-Akzent stärker als im Fernsehen. »Ich hab's nicht so mit rohen Meeresfrüchten. Da wird mir ganz anders.«

»Wirklich?«, fragte Chloe mit einem katzenähnlichen Lächeln, das etwas zwischen Flirten und Unglauben ausdrückte. »Und ich dachte, Naturbelassenes wäre genau Ihr Ding – Sie wissen schon, Käfer und Eidechsen und so etwas.«

»Wenn man seinen Lebensunterhalt damit verdient, den lieben langen Tag nichts anderes als Dreck und Insekten zu essen, sehnt man sich im Urlaub aber vielleicht auch mal nach einem Steak«, antwortete er grinsend. Dann sah er mich an und streckte mir die Hand entgegen. »Archer Fenlan. Wir wurden einander noch nicht vorgestellt, oder?«

»Lo Blacklock«, murmelte ich mit einem seltsamen Happen im Mund, von dem ich inständig hoffte, dass es sich nicht um Kuckucksspeichel handelte. »Wir sind uns schon mal begegnet, aber daran erinnern Sie sich vermutlich nicht. Ich bin bei ›Velocity‹.«

»Ach, ja. Das heißt, Sie arbeiten für Rowan Lonsdale?«

»Genau.«

»War sie zufrieden mit meinem Beitrag damals?«

»Ja, er kam sehr gut an. Es gab viele Tweets.«

*Zwölf verblüffende Delikatessen, von denen Sie nicht wussten, dass sie essbar sind* oder etwas in dieser Richtung. Illustriert wurde der Artikel mit einem Foto von einem grinsenden Archer, der über offenem Feuer irgendetwas Unsägliches garte.

»Essen Sie das nicht auf?«, fragte Chloe mit einem Blick auf Archers Teller. Ihr eigener war schon fast leer, und sie wischte mit dem Finger darüber und leckte die Schaumreste ab.

Nach kurzem Zögern schob Archer ihr den Teller hin. »Diesen Gang überspringe ich lieber«, sagte er. »Mal sehen, was der nächste bringt.«

»Na denn«, erwiderte Chloe mit einem weiteren aufreizenden Lächeln. Aus dem Augenwinkel nahm ich eine Bewegung in ihrem Schoß wahr und sah, dass sie und Lars unter dem Tisch Händchen hielten, wobei er mit dem Daumen rhyth-



misch ihren Handrücken streichelte. Die Geste hatte etwas so Intimes, dass es mich wie ein Schock traf. Vielleicht war ihre kokette Art nur Fassade.

Als ich bemerkte, dass Archer mit mir sprach, riss ich mich mühsam von diesem Anblick los und drehte mich zu ihm um. »Tut mir leid«, sagte ich. »Ich war ganz woanders. Wie war die Frage?«

»Ob ich Ihnen nachschenken darf – Ihr Glas ist leer.«

Ich blickte hinunter. Der Chablis war weg, aber ich konnte mich kaum daran erinnern, ihn getrunken zu haben. »Ja, bitte«, antwortete ich.

Während er mir einschenkte, betrachtete ich das Glas und überlegte, wie viel ich schon getrunken hatte. Ich nahm einen Schluck. In dem Moment lehnte sich Chloe zu mir herüber und flüsterte: »Entschuldigen Sie die Frage, aber was ist mit Ihrer Wange passiert?«

Anscheinend musste ich sie ziemlich entgeistert angesehen haben, denn sie winkte augenblicklich ab.

»Sorry, vergessen Sie's, es geht mich nichts an. Ich dachte nur ... na ja, ich habe selbst so meine Erfahrungen mit miesen Beziehungen gemacht, deshalb.«

»Ach so ... nein!« Aus irgendeinem Grund schämte ich mich für das Missverständnis, als wäre ich daran schuld, oder hätte Judah in ein schlechtes Licht gerückt, was beides nicht stimmte. »Nein, nichts dergleichen. Es war ein Einbruch.«

»Was?« Sie wirkte bestürzt. »Während Sie zu Hause waren?«

»Ja. Laut Polizei kommt das in letzter Zeit häufiger vor.«

»Und er hat Sie angegriffen? Oh Gott.«

»Nicht direkt.« Ich spürte einen merkwürdigen Widerwillen dagegen, ins Detail zu gehen. Nicht nur weil es die Erinnerung wieder lebendig werden ließ, sondern auch aus einer Art Stolz. Hier am Tisch wollte ich als Profi durchgehen, als gewandte, fähige Journalistin, die es mit jedem aufnehmen konnte. Die

Rolle des verängstigt im Schlafzimmer kauernenden Opfers gefiel mir ganz und gar nicht.

Aber nun, da ich einmal mit der Geschichte rausgerückt war – jedenfalls mit einem Großteil davon –, konnte ich nicht einfach dichtmachen. Ich wollte schließlich auch nicht Mitleid für etwas ernten, was gar nicht passiert war.

»Eigentlich war es eher ein Unfall. Er hat mir die Tür vor der Nase zugeknallt, und sie hat mich an der Wange erwischt. Ich glaube nicht, dass er mich verletzen wollte.«

Ich hätte einfach nur im Bett bleiben und mich unter der Decke verkriechen sollen. Selbst schuld; was musste ich mich auch einmischen?

»Sie sollten es mal mit Selbstverteidigung versuchen«, schlug Archer vor. »Ich kenne mich da aus, wissen Sie? Ich war früher bei den Royal Marines. Es geht dabei nicht um Größe; selbst eine zierliche Person wie Sie kann problemlos einen Mann überwältigen. Alles eine Frage des richtigen Hebels. Ich zeig's Ihnen.« Er schob seinen Stuhl zurück. »Stehen Sie auf.«

Verlegen erhob ich mich. Bevor ich wusste, wie mir geschah, hatte er meinen Arm gepackt und hinter den Rücken gedreht, sodass ich das Gleichgewicht verlor. Mit der freien Hand hielt ich mich am Tisch fest, doch er bog meinen Arm immer weiter durch und zog gleichzeitig daran, bis die Muskeln in meiner Schulter protestierten. Ich schrie auf, halb vor Schmerz, halb vor Schreck, und sah aus dem Augenwinkel Chloes erschrockenes Gesicht.

»Archer!«, rief sie, und dann nachdrücklicher: »Archer – Sie machen ihr Angst!«

Da ließ er los, und ich sank mit zitternden Beinen auf meinen Stuhl zurück, während ich versuchte, mir den Schmerz in der Schulter nicht anmerken zu lassen.

»Verzeihung«, grinste Archer und nahm seinen Platz wieder ein. »Ich hoffe, ich habe Ihnen nicht wehgetan. Ich kenne manchmal meine eigene Stärke nicht. Aber Sie sehen, was ich

meine – selbst ein größerer Angreifer kommt nur schwer gegen diesen Griff an. Falls Sie mal eine Unterrichtsstunde wollen ...«

Ich rang mir ein Lachen ab, aber es klang nervös und unecht.

»Du siehst aus, als könntest du einen Drink vertragen, Lo« verkündete Chloe und füllte mein Glas nach. Dann, als Archer sich einem Kellner zuwandte, fügte sie leise hinzu: »Ignorier ihn. Langsam glaube ich, dass an den Gerüchten um seine erste Frau etwas dran ist. Und übrigens, falls du den Bluterguss abdecken willst, komm in meiner Kabine vorbei. Ich verfüge über ein ganzes Arsenal an Tricks und bin eine ziemlich gute Visagistin. Muss man in der Branche auch sein.«

»Mach ich«, antwortete ich mit einem Lächeln. Es fühlte sich angestrengt und falsch an, und um es zu verbergen, nahm ich noch einen Schluck. »Danke.«

Nach dem ersten Gang wurden wir umgesetzt, und ich stellte mit Erleichterung fest, dass ich nicht mehr am gleichen Tisch wie Archer saß, sondern zwischen Tina und Alexander, die sich über meinen Kopf hinweg sehr sachkundig über internationale Spezialitäten unterhielten.

»Unter den Sashimi-Varianten ist natürlich Fugu ein Muss«, erklärte Alexander gedehnt, während er die Serviette über seinem Kummerbund glatt strich. »Der hat einfach den erlesensten Geschmack.«

»Fugu?«, brachte ich mich ins Gespräch ein. »Ist das nicht dieser hochgiftige Fisch?«

»Kugelfisch, genau, und das macht ja gerade das Erlebnis aus. Mit Drogen hatte ich es nie besonders – als unverbes- serlicher Genussmensch kenne ich meine Schwächen und habe mich von Derartigem stets ferngehalten –, aber ich glaube, dass das Hochgefühl nach dem Genuss von Kugelfisch mit einem Drogenkick vergleichbar ist. Wer ihn unbeschadet ver- speist, hat mit dem Tod gespielt und gewonnen.«

»Ist es nicht sogar so«, hob Tina an und nahm einen Schluck

von ihrem Wein, »dass der wahre Spitzenkoch es versteht, den Fisch so nah wie möglich an den giftigen Stellen zu filetieren, damit man einen kleinen Rausch erlebt?«

»Das habe ich auch gehört«, stimmte Alexander zu. »In ganz kleinen Mengen soll es stimulierend wirken. Allerdings vermute ich, dass diese spezielle Schneidetechnik vielleicht eher etwas mit dem Preis des Fisches zu tun hat. Da möchte man ungern ein Stück verschwenden.«

»Wie giftig ist er denn?«, fragte ich. »Ich meine, was die Menge angeht. Wie viel müsste man davon essen?«

»Nun, das ist ja die große Frage«, antwortete er. Er beugte sich über den Tisch und das fast unappetitliche Glänzen in seinen Augen ließ erahnen, dass er an seinem Thema Gefallen fand. »Die Konzentration variiert, je nachdem, mit welchem Teil des Fisches man es zu tun hat. Am giftigsten sind Leber, Augen und Eierstöcke – da braucht es nur sehr, sehr wenig. Nicht mal ein Gramm. Es soll etwa tausendmal giftiger sein als Blausäure.« Er schob sich eine Gabel Fischcarpaccio in den Mund und sprach mit vollem Mund weiter. »Muss ein grauenhafter Tod sein. Der Koch, der in Tokio für uns Fugu zubereitet hat, hatte seine helle Freude daran, uns die Wirkung des Gifts in allen Einzelheiten zu schildern – es lähmt die Muskulatur, während das Gehirn unbeeinträchtigt bleibt. Das Opfer erlebt bei vollem Bewusstsein, wie es die Kontrolle über seine Muskeln verliert, bis irgendwann die Atmung aussetzt.« Er schluckte, leckte sich über die ohnehin schon feuchten Lippen und lächelte. »Am Ende erstickt man einfach.«

Ich blickte auf die hauchdünnen Scheiben rohen Fisches auf meinem Teller hinab. Vielleicht lag es am Wein, vielleicht an Alexanders bildhafter Beschreibung – jedenfalls war mir irgendwie der Appetit vergangen. Widerwillig nahm ich ein Stück in den Mund und kaute.

»Und nun zu Ihnen, Liebes«, sagte Tina plötzlich. Ich war ein bisschen überrumpelt, wie abrupt sie ihre Aufmerksam-

keit von Alexander auf mich lenkte. »Sie arbeiten mit Rowan zusammen, richtig?«

Tina hatte Ende der Achtziger bei ›Velocity‹ angefangen und kurz auch mit Rowan zusammengearbeitet, die heute noch von ihr und ihrer legendären Skrupellosigkeit sprach.

»Genau.« Hastig schluckte ich meinen Bissen herunter. »Seit etwa zehn Jahren.«

»Sie muss ja große Stücke auf Sie halten, wenn sie Sie auf so einen Trip schickt. Da haben Sie einen richtigen Coup gelandet, was?«

Ich rutschte betreten auf meinem Stuhl hin und her. Was sollte ich antworten? *Um ehrlich zu sein, hätte sie mir diesen Trip niemals anvertraut, wenn sie nicht ständig intravenöse Flüssigkeitszufuhr bräuchte?*

»Ja, ich kann mich wirklich glücklich schätzen«, erwiderte ich schließlich. »Es ist ein echtes Privileg, dabei zu sein, und Rowan weiß, wie gerne ich mich beweisen möchte.«

»Na, dann genießen Sie es.« Tina täschelte mir den Arm. Ich spürte die kühlen Ringe auf meiner Haut. »Wie sagt man noch gleich? Man lebt nur einmal.«

Obwohl wir noch zweimal die Plätze tauschten, saß ich kein einziges Mal neben Bullmer, sodass sich erst beim Kaffee in der Lindgren-Lounge die Gelegenheit bot, ihn anzusprechen. Ich stakste gerade mit einer Tasse in der Hand durch den leicht schwankenden Raum, wobei es mir mit Mühe gelang, das Gleichgewicht zu halten, als mich ein gleißender Blitz ins Straucheln brachte und ich nur knapp verhindern konnte, mich über und über mit Kaffee zu besudeln. Trotzdem landeten einige Tropfen auf dem Saum meines geliehenen Kleides und dem weißen Sofa neben mir.

»Lächeln«, sagte eine Stimme neben meinem Ohr, und ich erkannte, dass der Fotograf Cole war.

»Verdammter Idiot«, schimpfte ich, bereute es jedoch sogleich. Es fehlte noch, dass er sich bei Rowan über mich beschwerte. Ich war wohl betrunkenener als gedacht. »Nicht Sie«, versuchte ich, die Situation zu retten. »Ich selbst, meinte ich. Das Sofa.«

Er bemerkte mein Unbehagen und lachte. »Schon klar. Keine Sorge, ich verpetze Sie nicht bei Ihrer Chefin. Mein Ego ist nicht ganz so empfindlich.«

»Ich habe nicht ...«, setzte ich an, aber er hatte den Nagel ziemlich genau auf den Kopf getroffen, und nun wusste ich nicht weiter. »Ich habe nur ...«

»Schwamm drüber. Wo wollten Sie denn überhaupt so eilig hin? Sie sahen aus wie ein Jäger auf der Fährte einer lahmen Antilope ...«

»Ich ...« Es widerstrebte mir, ihm die Wahrheit zu sagen, aber angesichts der quälenden Kopfschmerzen, der Trunkenheit und der Erschöpfung, die mir mehr und mehr zu schaffen machten, schien mir das letzten Endes doch die einfachere Option. »Ich hatte gehofft, mit Richard Bullmer zu sprechen. Den ganzen Abend hatte ich noch keine Gelegenheit dazu.«

»Und dann komme ich und vermassele alles«, sagte Cole mit einem Lächeln, und ich erkannte, dass es seine Eckzähne waren, die ihm etwas Wölfisches, Lüsterne verliehen. »Aber das lässt sich ändern. Bullmer!«

Richard Bullmer, der sich gerade mit Lars unterhielt, drehte sich zu uns um. Auch das noch.

»Habe ich da eben meinen Namen gehört?«

»Allerdings«, bestätigte Cole. »Wie wär's, wenn du dich mal ein bisschen mit dieser reizenden Dame unterhältst? Als Wiedergutmachung dafür, dass ich sie hinterrücks überfallen habe.«

Bullmer lachte, nahm seinen Kaffee von der Armlehne des Stuhls neben ihm und schlenderte zu uns herüber. Trotz des leichten Seegangs trat er sicher auf und schien überhaupt körperlich sehr fit; vermutlich verbargen sich unter dem gut sitzenden Anzug Muskeln aus Stahl.

»Richard.« Cole winkte ihn heran. »Das ist Lo Blacklock – Lo, das ist Richard. Lo wollte sich gerade auf dich stürzen, als ich sie mit einem Schnappschuss aus dem Konzept gebracht habe. Meinetwegen hat sie ihren Kaffee verschüttet.«

Ich lief feuerrot an, aber Bullmer sah Cole vorwurfsvoll an.

»Ich hatte dich doch gebeten, diskret mit dem Ding umzugehen.« Er deutete mit dem Kopf auf die schwere Kamera um Coles Hals. »Paparazzifotos aus dem Hinterhalt sind nicht jedermanns Sache.«

»Ach was, die Leute stehen drauf«, widersprach Cole lässig

und grinste breit. »Das gibt ihnen dieses gewisse Promi-Feeling, passend zur schicken Kulisse hier.«

»Ich mein's ernst«, beharrte Richard, der trotz seines Lächelns nicht allzu amüsiert schien. »Besonders bei Anne.« Er senkte die Stimme. »Gerade in letzter Zeit ist es ihr unangenehm.«

Cole nickte. Sein Lachen war verschwunden. »Ja klar, Mann. Das ist was anderes. Aber Lo hier macht es doch nichts aus, oder?« Er legte mir den Arm so fest um die Schultern, dass sich seine Kamera in meinen Oberarm bohrte, doch ich rang mir ein Lächeln ab.

»Nein, nein«, erwiderte ich unbeholfen. »Natürlich nicht.«

»So ist's recht«, sagte Bullmer und zwinkerte mir zu. Das hatte er vorhin schon bei Camilla Lidmann gemacht – eine seltsame Geste, die bei ihm jedoch nicht gönnerhaft wirkte, sondern eher, als wolle er uns angesichts der klaren Machtverhältnisse ein wenig die Berührungängste nehmen. Vergesst, dass ich ein international erfolgreicher Geschäftsmann und Millionär bin, sagte das Zwinkern. Ich bin ein ganz normaler, netter Typ.

Während ich noch über eine passende Entgegnung nachdachte, tippte ihm Owen White auf die Schulter, und er wandte sich ab.

»Was kann ich für dich tun, Owen?«, fragte er, und damit war meine Chance vertan, bevor ich auch nur den Mund aufbekommen hatte.

»Ich ...«, stammelte ich, und er drehte den Kopf.

»Tut mir leid, bei solchen Empfängen ist es immer schwierig, ein ordentliches Gespräch zu führen. Wie wäre es, wenn Sie morgen nach dem offiziellen Programm bei mir in der Kabine vorbeischaun? Dann können wir uns in Ruhe unterhalten.«

»Danke«, sagte ich und versuchte, nicht allzu unterwürfig dabei zu klingen.

»Super. Ich wohne in Nummer 1. Ich freu mich drauf.«



»Sorry«, flüsterte Cole mir ins Ohr. Sein Atem kitzelte an meinen Haaren. »Ich hab mein Bestes gegeben. Was soll ich sagen, er ist eben ein gefragter Mann. Wie kann ich es wiedergutmachen?«

»Nicht nötig«, erwiderte ich ausweichend. Weil er für mein Empfinden viel zu dicht neben mir stand, wäre ich am liebsten einen Schritt zurückgetreten, doch in meinem Hinterkopf meldete sich mahnend Rowans Stimme zu Wort: *Netzwerken, Lo!* »Erzählen Sie mir doch etwas von sich. Was genau treibt Sie hierher? Sie sagten ja, es sei normalerweise nicht Ihr Ding.«

»Richard ist so etwas wie ein alter Freund«, antwortete Cole. Vom Tablett einer vorbeikommenden Stewardess schnappte er sich einen Kaffee und nahm einen Schluck. »Wir waren zusammen am Balliol College. Als er mich einlud mitzukommen, konnte ich nicht Nein sagen.«

»Sind Sie eng befreundet?«

»Nicht besonders. Wir bewegen uns in ganz verschiedenen Kreisen – was auch kein Wunder ist, wenn der eine sich als Fotograf mit Ach und Krach über Wasser hält und der andere mit einer der reichsten Frauen Europas verheiratet ist.« Er grinste. »Aber er ist echt in Ordnung. Viele glauben, er sei mit einem silbernen Löffel im Mund geboren, aber das ist nur die halbe Wahrheit. Er hat einiges durchgemacht, und vielleicht hängt er deshalb so stark an ... an all dem hier.« Er machte eine ausholende Bewegung, die unsere ganze Umgebung zu umfassen schien – Seide, Kristalle und Hochglanzpolitur, so weit das Auge reichte. »Er weiß, wie es ist, seinen Besitz zu verlieren. Und Menschen.«

Ich dachte an Anne Bullmer und daran, wie Richard sie trotz all der wartenden Gäste auf die Kabine begleitet hatte. Und ich glaubte zu verstehen, was Cole meinte.

Erst gegen elf kam ich endlich in die Kabine zurück. Ich war ziemlich betrunken. Wie sehr, war allerdings schwer zu sagen,

denn wir befanden uns auf dem offenen Meer und es war nicht ganz klar, ob das Schwanken meiner Umgebung und die damit einhergehende Übelkeit auf den Seegang zurückzuführen war oder doch eher auf den Champagner ... und den Wein ... und die vielen Gläschen eisgekühlten Aquavits. Lieber Himmel, was hatte ich mir dabei gedacht?

Vor der Kabine angekommen hielt ich einen Moment inne und stützte mich am Türrahmen ab. Mir war vollkommen klar, warum ich so viel getrunken hatte. Denn je betrunkenener ich war, desto tiefer würde ich nachher schlafen. Wie ein Stein. Eine weitere schlaflose Nacht würde ich nicht verkraften, nicht hier auf dem Schiff.

Ich schob den Gedanken beiseite und machte mich daran, die Schlüsselkarte aus meinem BH zu fischen.

»Kann man dir behilflich sein?«, lallte eine Stimme hinter mir, und Ben Howards Schatten fiel auf die Tür.

»Geht schon«, erwiderte ich und drehte mich so, dass er nicht sah, wie ich mich abmühte. Eine Welle erfasste das Schiff und brachte mich ins Wanken. *Hau ab, Ben.*

»Sicher?« Er beugte sich vor, um mir über die Schulter zu blicken.

»Ja«, knurrte ich.

»Ich könnte nämlich helfen.« Mit einem lasziven Grinsen starrte er auf den Ausschnitt meines Kleides, den ich mit einer Hand festhielt, damit er nicht runterrutschte. »Es scheint, als könntest du eine zusätzliche Hand gebrauchen. Oder zwei.«

»Verpiss dich«, zischte ich ihn an. Unter meinem linken Schulterblatt klemmte etwas Warmes, Festes, das sich stark nach einer Schlüsselkarte anfühlte. Jetzt musste ich nur noch irgendwie drankommen ...

Er trat näher, und ehe ich mich's versah, schob er mir seine Hand in den Ausschnitt. Ich spürte das Kratzen seiner Manschettenknöpfe auf der Haut, und dann umschlossen seine

Finger meine nackte Brust und drückten auf eine Weise zu, die er vermutlich für erotisch hielt.

War es aber nicht.

Ich dachte gar nicht erst nach. Ich hörte das Geräusch von zerreißendem Stoff, das ein bisschen wie eine fauchende Katze klang, und dann traf mein Knie so hart seine Weichteile, dass er nicht einmal aufschrie, sondern bloß langsam und leise winselnd zu Boden sank.

Und ich brach in Tränen aus.

Zwanzig Minuten später saß ich immer noch heulend auf dem Bett und wischte mir die Reste der geborgten Wimperntusche von den Wangen, während Ben zusammengekrümmt neben mir kauerte. Er hatte einen Arm um meine Schultern gelegt, mit dem anderen drückte er ein Handtuch mit Eis auf seinen Unterleib.

»Es tut mir leid«, wiederholte er mit schmerzverzerrter Stimme. »Bitte, Lo, hör auf zu weinen. Es tut mir wirklich leid. Ich habe mich echt scheiße benommen. Geschieht mir ganz recht.«

»Es ist nicht deinetwegen«, schluchzte ich kaum verständlich. »Ich kann nicht mehr, Ben, seit dem Einbruch bin ich nur noch – ich glaube, ich werde verrückt.«

»Welcher Einbruch?«

Unter Tränen erzählte ich ihm alles. Auch das, was ich Judah nicht erzählt hatte. Wie es war, aufzuwachen und zu merken, dass jemand in der Wohnung war, zu wissen, dass niemand meine Schreie hören würde, ich nicht um Hilfe rufen und mich nicht verteidigen konnte. Mich so schwach und wehrlos zu fühlen wie nie zuvor.

»Es tut mir leid«, wiederholte Ben mantraartig. Mit der freien Hand strich er mir über den Rücken. »Es tut mir so leid.«

Seine unbeholfenen Versuche, mich zu trösten, ließen mich nur noch heftiger schluchzen.

»Hey, Süße ...«

Oh nein. »Nenn mich nicht Süße.« Ich richtete mich auf, strich mir die Haare aus dem Gesicht und wand mich aus seiner Umarmung.

»Sorry, das ist mir so rausgerutscht.«

»Das geht nicht, du kannst das nicht mehr sagen, Ben.«

»Ich weiß«, erwiderte er gedankenverloren. »Aber Lo, wenn ich ehrlich bin, habe ich nie ...«

»Lass es«, warnte ich.

»Lo, was ich getan habe, war mies. Ich weiß, ich war ...«

»Ich sagte, du sollst es lassen. Es ist vorbei.«

Er schüttelte den Kopf. Aber immerhin hatte ich bei seinen Worten aufgehört zu weinen. Vielleicht lag es an seinem Anblick, wie er da hockte, gebeutelt, gekrümmt und so furchtbar elend.

»Lo ...« Er sah aus seinen braunen Welpenaugen zu mir auf, die im Licht der Nachttischlampe einen weichen Glanz bekamen. »Lo, ich ...«

»Nein!« Es klang barscher und lauter als beabsichtigt, aber ich musste ihn einfach bremsen. Obwohl ich nicht genau wusste, was er sagen wollte, war klar, dass ich es nicht hören wollte. Die nächsten fünf Tage würden wir gemeinsam auf diesem Schiff festsitzen. Falls er sich noch weiter blamierte, würde diese Zeit für uns beide unerträglich werden, vor allem, wenn wir uns bei Tageslicht über den Weg liefen.

»Nein, Ben«, wiederholte ich etwas sanfter. »Es ist schon lange aus und vorbei. Außerdem erinnerst du dich vielleicht, dass es deine Entscheidung war.«

»Ich weiß«, antwortete er niedergeschlagen. »Ich weiß, ich war ein Idiot.«

»Nein«, widersprach ich automatisch. Aber eigentlich musste ich ihm recht geben. »Ja, doch, das warst du. Aber du hattest es auch nicht leicht mit mir. Das alles spielt jetzt ja auch keine Rolle mehr. Wir sind doch Freunde, oder?« Das war zwar über-

trieben, aber er nickte zustimmend. »Also, dann mach es nicht kaputt.«

»Okay«, sagte er. Mühsam richtete er sich auf, wischte sich mit dem Jackettärmel übers Gesicht und betrachtete ihn dann reumütig. »Hoffentlich gibt es einen Reinigungsservice an Bord.«

»Und einen Flickschneider«, erwiderte ich mit Blick auf den langen Riss in meinem Seidenkleid.

»Kommst du denn zurecht?«, fragte Ben. »Ich könnte auch hierbleiben, ganz ohne Hintergedanken. Ich könnte auf der Couch schlafen.«

»Das könntest du in der Tat«, antwortete ich. Rein von der Größe, meinte ich damit, begriff dann aber, dass meine Worte missverständlich waren, und schüttelte den Kopf. »Nein, könntest du nicht. Hier ist zwar genug Platz, aber es geht nicht, und es ist auch nicht nötig. Geh in deine Kabine zurück. Lieber Himmel, wir sind auf einem Schiff mitten auf dem Ozean – sicherer als hier kann ich nirgendwo sein.«

»Na gut.« Leicht humpelnd begab er sich zur Tür, öffnete sie halb, drehte sich dann aber noch einmal um. »Es tut mir wirklich leid, ganz ehrlich.«

Ich wusste, worauf er wartete. Worauf er hoffte. Nicht nur darauf, dass ich ihm verzieh, sondern auf mehr, auf ein Zeichen, dass sein Annäherungsversuch nicht ganz unwillkommen gewesen war.

Darauf konnte er lange warten.

»Geh schlafen, Ben«, sagte ich, auf einmal sehr erschöpft und ganz nüchtern. Er blieb noch einen Moment im Türrahmen stehen, lang genug, dass ich mich mit einem flauen Gefühl im Magen fragte, was ich tun würde, wenn er nicht wieder ging. Wenn er die Tür wieder zumachen und zurück ins Zimmer kommen würde. Doch dann drehte er sich um und verschwand. Ich schloss die Tür hinter ihm ab, ließ mich aufs Sofa fallen und vergrub den Kopf in den Armen.

Später, ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war, stand ich auf, schenkte mir einen Whisky ein und leerte ihn in drei langen Zügen. Ich schüttelte mich, wischte mir über den Mund und streifte das Kleid ab wie eine Schlange ihre alte Haut.

Zu guter Letzt zog ich den BH aus, ließ das traurige Kleiderhäufchen auf dem Boden zurück, und kroch ins Bett, um in einen abgrundtiefen Schlaf zu fallen.

Ich kann nicht sagen, was die Ursache war, aber von einer Sekunde auf die andere war ich hellwach, als hätte mir jemand eine Adrenalinspritze ins Herz gejagt. Mit rasendem Puls und starr vor Angst lag ich da und suchte nach den beruhigenden Worten, mit denen ich wenige Stunden zuvor Ben abgewimmelt hatte.

*Dir kann nichts passieren, versicherte ich mir selbst. Du bist in Sicherheit. Wir sind auf einem Schiff mitten auf dem Ozean – sicherer als hier kannst du nirgendwo sein.*

Als ich merkte, dass ich mich mit einem leichenstarreähnlichen Griff an der Bettdecke festkrallte, zwang ich mich, die steifen Finger zu lösen und vorsichtig zu bewegen, bis der Schmerz nachließ. Ich konzentrierte mich darauf, langsam und gleichmäßig zu atmen, bis mein Herz endlich gehorchte und nicht länger wie wild in meiner Brust pochte.

Das Trommeln in meinen Ohren verstummte. Außer dem Rauschen der Wellen und dem dumpfen Motorbrummen, das jeden Teil des Schiffs durchdrang, war nichts zu hören.

Mannomann. Ich musste mich wirklich mal zusammenreißen.

Die allnächtliche Selbstbehandlung mit hartem Alkohol war auf dieser Reise keine Option, jedenfalls nicht, wenn ich meine Karriere nicht sabotieren und jede Aussicht auf Beförderung zum Fenster rauswerfen wollte. So blieb mir nur – was eigentlich? Schlaftabletten? Meditation? Beides schien kaum besser.

Ich drehte mich um, knipste das Licht an und blickte auf

mein Handy: Es war 3:04 Uhr. Ich checkte meine E-Mails. Keine Nachricht von Judah, doch ich war inzwischen zu wach, um gleich wieder einzuschlafen. Mit einem Seufzer nahm ich mein Buch, das wie ein abgestürzter Vogel ausgebreitet auf dem Nachttisch lag, und begann zu lesen. Doch obwohl ich versuchte, mich auf die Worte zu konzentrieren, war ich nicht ganz bei der Sache. Es war mehr als Paranoia. *Irgendetwas* hatte mich geweckt. Etwas hatte mich nervös und fahrig wie einen Meth-Junkie gemacht. Warum meinte ich, einen Schrei gehört zu haben?

Ich blätterte gerade um, als ich wieder ein Geräusch hörte, kaum wahrnehmbar durch das Tuckern des Motors und das Plätschern der Wellen, so leise, dass es fast vom Rascheln des Papiers übertönt wurde.

Es war das Geräusch der langsam aufgleitenden Verandatür der Nachbarkabine.

Ich hielt den Atem an und lauschte angestrengt.

Und dann hörte ich ein Platschen.

Kein leises, sondern ein sehr lautes.

Ein Platschen, als wäre ein Körper ins Wasser gefallen.